



Walter Kempowski

Das Echolot *Barbarossa '41*

Ein kollektives Tagebuch

btb

Vorwort

Bevor wir unser «Echolot» die Helgen hinuntergleiten lassen, bedarf es einer Einleitung, bevor wir uns also eine Zeitlang unter die toten Seelen mischen, betrachten wir drei Bilder:

Zunächst den «Turmbau zu Babel» von Breughel aus dem Jahr 1563, jene Darstellung des konisch zulaufenden Turms, der vielböigig aufeinandergesetzten Spirale, die sich in die Wolken hineinschraubt und zu Gott hinaufdrängt, jenen Turm, den Menschen bauten, um dem Allmächtigen gleich zu sein, den sie aber auch aus Sehnsucht auftrieten, möglichst schon vor der Zeit zu ihm zu gelangen und sich in seinem Schoß zu bergen. Der Babylonische Turm stürzte ein, wir wissen es, und die Verwirrung, die sein Fall mit sich brachte, dauert an.

Das zweite Bild, an das ich erinnern möchte, ist die «Alexander-schlacht» von Albrecht Altdorfer, aus dem Jahre 1529: jenes bekannte Gemälde, auf dem Tausende von Kriegern auszumachen sind, die gegeneinander wogen, um einander umzubringen. Menschen ohne Namen, Todgeweihte, längst vermodert und vergessen, und doch Männer, die Frau und Kind zu Hause sitzen hatten, deren Keime wir als Nachkommen in uns tragen.

Als drittes Bild wähle ich die «Übergabe von Breda» des Spaniers Velázquez. Auf diesem Bild steht ein Sieger einem Besiegten gegenüber. Der siegreiche Feldherr hat dem Unterlegenen, der ihm demütig die Schlüssel der Stadt übergibt, nicht den Fuß in den Nacken gesetzt, sondern er neigt sich ihm gütig zu, ja, er hebt den sich beugenden Unterlegenen auf! Dieses Bild wurde vor 360 Jahren gemalt, und bis heute wurde seine Botschaft nicht eingelöst.

Das «Echolot» besteht aus mehreren Teilen. Die exemplarischen Stationen, die in ihm vorgeführt werden, heißen Leningrad, Stalingrad, Auschwitz, Dresden und Berlin. Von Mord und Größenwahn ist die Rede, aber auch von Demut und Nächstenliebe. Eine Vergegenwärtigung der Welthöllen, welche die Menschheit sich von Zeit zu Zeit beireitet, der Plagen, von denen schon in der Apokalypse die Rede ist, macht nur wenige einsichtig. So ist es eine vergebliche Hoffnung, zu glauben, daß Menschen die Ereignisse, von denen im «Echolot» die

Rede ist, zum Anlaß einer Umkehr nehmen: Einzelne, die es dennoch tun, werden für eine kurze Zeit zu den Mauern des Babylonischen Turms, zu den buntkappigen Kriegsknechten der Alexanderschlacht gehören, und auch zu den Zeugen des humanen Verhaltens eines spanischen Feldherrn vor den Toren einer eroberten Stadt. Sie werden vielleicht zu jenem Verständnis durchdringen, das uns das Kommende bewältigen hilft.

Nartum, 25. Dezember 2001

Walter Kempowski

Dann gliederten sich die Laute,
erst war nur Chaos und Schrei,
fremde Sprachen, uralte,
vergangene Stimmen dabei.

Die eine sagte: gelitten,
die zweite sagte: geweint,
die dritte: keine Bitten
nützen, der Gott verneint.

GOTTFRIED BENN



Iwan Belonosow vor der Einberufung am 27. Juni 1941, mit seiner Mutter Marija

Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brünstig im Geiste. Schicket euch in die Zeit.

HERRNHUT

RÖMER 12,10.11

André Gide 1869–1951

(Südfrankreich)

Die kürzeste Nacht des Jahres. Diese letzten vier Tage waren schöner, als man sagen kann: schöner, als ich es ertragen konnte. Eine Art Auf-ruf zum Glück, bei dem die ganze Natur sich zu einer wunderbaren Verückung verschwor und einen Gipfel der Liebe und Freude erreichte, wo dem Menschenwesen nur noch der Tod zu wünschen bleibt. In einer solchen Nacht möchte man die Blumen küssen, die Rinde der Bäume streicheln; irgendeinen jungen glühenden Körper umarmen oder bis zur Morgendämmerung auf der Suche nach ihm umherstreifen. Allein schlafenzugehen, wozu ich mich gleichwohl entschließen muß, erscheint gottlos.

Paul Valéry 1871–1945

Paris

Die Physiker lassen, was man gestern *wußte*, nicht in Ruhe und fügen hinzu oder verbinden damit, was sie heute morgen *gesehen* haben. Die Historiker machen nicht so viel Umstände – und während jene damit ringen, Prinzipien, Definitionen, Geometrie und ... Verstehen umzuformen, scheren sich diese darum wenig. Sie liefern die Erzählung, und eine *Erzählung absorbiert alles* – es ist die Form des Formlosen – und die *Verfälschung der Beobachtungen*, die sie mit sich bringt oder erzwingt, ist unmerklich. Sie können sich nicht vorstellen, daß die Neuheit (die nicht nur Neuheit der Ereignisse ist – sondern ebensosehr Neuheit der Modi ihrer Aufzeichnung) einen anderen «historischen» Geist verlangen könnte, andere Ausdrücke – andere Vorsichtsmaßnahmen.

Grete Dölker-Rehder 1892–1946

Sonnenwende. Aber wir sind so verstrickt in Menschendinge und aus dem Zusammenhang mit der Natur geraten, daß man der Sonnenwendende kaum gedenkt.

Gestern hab ich ein Gedicht gemacht, «An den Vermißten». Ich bin über mich selbst erschrocken. Wie kann man darüber ein Gedicht machen? Ich weiß es auch nicht, es floß aus mir, wie die Tränen fließen.

Helmuth James von Moltke 1907–1945

An seine Frau

Berlin

Ich komme mir vor, als sei heute der 31. Dezember; es ist so, als begänne morgen ein neues Jahr. Morgen wird alles anders aussehen und viele Dinge werden uns bestürmen, gegen die wir uns wappnen müssen.

Jochen Klepper 1903–1942

Stauceni/Rumänien

Sturm in der Morgendämmerung, Gewölk, dann wunderbarer, matter goldener Sonnenaufgang. 8 Uhr Aufbruch der Autos. Die Fahrt durch die hügeligen Wälder sehr schön. 12 Uhr Ankunft in Stauceni. Ödes Dorf, aber an einem – wenn auch verschliffen und sumpfigen – See und Graben, in denen man zur Not baden kann. Es wird ein schöner, schöner Tag. Sonne und Wind. Wir kampieren im Autobus. Zwei Briefe von Hanni.

Der Assistenzarzt Dr. Hermann Türk 1909–1976

am Bug

Die Spannung wächst auf den Höhepunkt. Im Radio immer noch nichts. Diese Nacht soll es losgehen! Das Wetter ist prima. Hitlerwetter, sagen wir. Morgens kommt Oblt. Knüttel. Er liegt mit seiner Komp. ganz in unserer Nähe.

Der Wald hier wimmelt von Panzern, Artillerie und Pferden. Unserem Korps ist nämlich auch die 1. K.D. unterstellt.

Abends kommt der 1. B der Division. Um 3.15 Uhr soll der erste Schuß fallen. Brest-Litowsk soll mit Brandöl, mit 330 000 kg beschossen werden. Da können unsere Nebelwerfer ihren ersten Einsatz zeigen.

Ein leichter Zug unserer Kompanie wird vorgezogen. Er soll an der anderen Seite des Bug einen Hauptverbandsplatz vorbereiten. Stolz zieht Unterarzt Doring mit seinem Zuge los. – Ich platze bald, daß ich auch diesmal wieder stille sein muß. Aber der Chef beruhigt mich und sagt mir, daß der Zug höchstwahrscheinlich nicht zum Einsatz kommen würde.

Der Leutnant Heinz Döll *1919

am Bug

Am 21. Juni, frühmorgens, erhielt ich den Auftrag, eine Stellung oberhalb des Bug-Ufers zu erkunden, um die Ziele auf russischer Seite bekämpfen zu können – vorsorglich, hieß es immer noch.

Das jedoch wollte ich lieber mit äußerster Vorsicht bewerkstelligen. Ich holte mir einige Kanoniere vom 2. cm-Flakzug, vor allem den Entfernungsmesser samt Gerät. Wir verkleideten uns mit Strohhüten, Bauernkitteln und Heugabeln. Dann durchstreiften wir die Wiesen am Bug, dem Grenzfluß zwischen Deutschland und Rußland. Es war zunächst die Frage zu klären, ob das schwere Geschütz an das Ufer bugsiert werden konnte für einen eventuell vorgesehenen Fährübergang. Außerdem haben wir die Entfernung gemessen zu einem Bunker auf russischer Seite, der mir als mögliches Ziel angegeben worden war.

Aber so unauffällig, wie wir wollten, gelang die Vermessung nicht. Aus einem Gebüsch drüben trat plötzlich eine russische Patrouille mit drei Soldaten in das hohe Gras und ging zum Bug-Ufer, als sie plötzlich stutzten. In ihren Gesichtern konnten wir ihre Überraschung ablesen. Sie hatten unser Entfernungsmessgerät von der Seite entdeckt, als wir hinter einem Gebüsch Messungen durchführten und nur nach vorne getarnt waren. Mir Gesten der Überraschung machten die Russen kehrt und entschwandten schnell unseren Blicken hinter Buschwerk und Bäumen. (Da war wohl drüben eine Meldung fällig.)

In der Abenddämmerung dieses heißen Tages, des 21. Juni 1941, wurde die Batterie an die Fahrzeuge befohlen. Die Frösche in den friedlichen Bug-Wiesen gaben noch ihr volltönendes Konzert. Da saßen wir auf den Zugmaschinen im Walde, als uns ein Aufruf des Führers verlesen wurde: «Soldaten der Ostfront!» Wir waren wie vom Blitz getroffen – trotz aller Zeichen um uns. Also doch. Die Worte des Generals klangen mir noch im Ohr.

Ernst-Günter Merten 1921–1942

Galizien

Wir stehn zum Marsch gegen Rußland angetreten! Heute nachmittag noch war ich mit Karstedt zur N. L. K., um das fehlende Zubehör für den einen Funktrupp abzuholen. Dort war schon alles eifrig beim Packen. Als wir etwas später durch den Lagerplatz des II. Btl. kamen, rissen sie schon die Zeltbahnen von den Schleppdächern. «Paß auf», sag ich, «bei uns tun sie das auch schon.» – «Ach was, unsre sind noch nicht so weit.»

Sie waren es aber wirklich. Und nun geht es alles Schlag auf Schlag: Packen, Verladen; Lt. Schulze verliest den Aufruf des Führers an die

Ostarmee. Es geht also doch gegen Rußland! Um 22 Uhr stehen wir abmarschbereit.

Lawrentij Berija 1899–1953

An Stalin

Moskau

In der letzten Zeit lassen sich viele Mitarbeiter von gemeinen Provokationen beeinflussen und geraten in Panikstimmung. Die geheimen Mitarbeiter [...] müssen wegen der systematischen Desinformation als Handlanger der internationalen Provokateure, die uns gegen Deutschland aufhetzen wollen, zu Lagerstaub zerrieben werden. [...] Der Leiter der Aufklärungshauptverwaltung beschwert sich über seinen Oberstleutnant Nowobranetz, der auch die Lüge verbreitet, daß Hitler an unserer Westgrenze 170 Divisionen gegen uns aufmarschieren lassen habe. [...] Aber ich und die mir unterstellten Mitarbeiter, Jossif Wissionowitsch, denken immer an die weise Vorhersage, nach der Hitler uns im Jahre 1941 nicht überfallen wird.

Der General Georgij Shukow 1896–1974

Moskau

Am 21. Juni abends rief mich der Stabschef des Kiewer Militärbezirks, Generalleutnant Purkajew, an und meldete, daß ein deutscher Feldwebel übergelaufen sei, der behauptete, die deutschen Truppen bezögen ihre Bereitstellungsräume für den Angriff, der am 22. Juni früh beginne. Ich berichtete darüber sofort dem Volkskommissar und Stalin. Stalin sagte: «Kommen Sie mit dem Volkskommissar in den Kreml.»

Der Volkskommissar, Generalleutnant Watutin und ich fuhren mit dem Entwurf einer Direktive an die Truppen in den Kreml. Unterwegs verabredeten wir, um jeden Preis den Beschluß durchzusetzen, die Truppen in Gefechtsbereitschaft zu versetzen.

Stalin empfing uns allein. Er war sichtlich besorgt.

«Ob uns die deutschen Generale diesen Überläufer nicht untergeschoben haben, um einen Konflikt zu provozieren?» fragte er.

«Nein», antwortete Timoschenko. «Wir meinen, daß der Überläufer die Wahrheit sagt.»

Inzwischen traten die Mitglieder des Politbüros in Stalins Arbeitszimmer. Stalin informierte sie kurz.

«Was werden wir tun?» fragte Stalin.

Niemand antwortete.

«Man muß unverzüglich die Direktive erteilen, alle Truppen der Grenz-militärbezirke in höchste Gefechtsbereitschaft zu versetzen», sagte Timoschenko.

«Lesen Sie!» erwiderte Stalin.

Ich las unseren Entwurf vor. Stalin bemerkte: «Eine solche Weisung ist jetzt verfrüht, vielleicht läßt sich die Sache noch friedlich regeln. Wir müssen eine kurze Weisung erteilen, die besagt, daß ein Angriff mit provokatorischen Handlungen deutscher Truppenteile beginnen kann. Die Truppen der Grenzmilitärbezirke dürfen sich nicht provozieren lassen, um keine Komplikationen hervorzurufen.»

Um keine Zeit zu verlieren, gingen Watutin und ich gleich ins Neben-zimmer und entwarfen schnell eine Direktive des Volkskommissars. Dann baten wir um die Erlaubnis, den Entwurf vortragen zu dürfen. Stalin hörte ihn sich an, las ihn noch einmal selbst durch, korrigierte einiges und gab ihn dem Volkskommissar zur Unterschrift.

Mit dieser Direktive fuhr Watutin sofort in den Generalstab, um sie gleich an die Militärbezirke zu übermitteln. Die Durchgabe war am 22. Juni 1941 um 0.30 Uhr beendet. Eine Kopie erhielt der Volkskommissar der Seekriegsflotte.

Timoschenko und ich verließen Stalin mit gemischten Gefühlen.

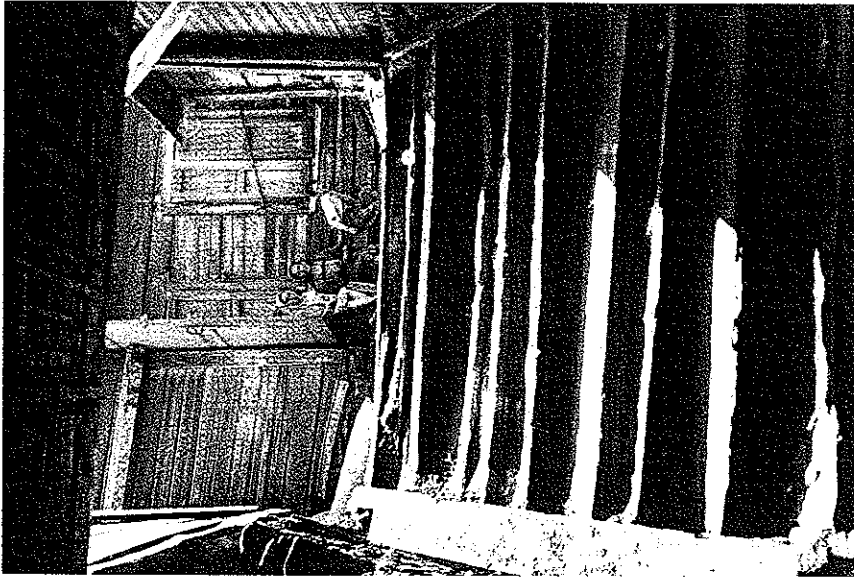
Der Oberleutnant Iwan Kowaljow *1916

am Pruth

Sonnabend. Überall im Land, außer an der schon im Verlauf des Jahres unruhigen Westgrenze, herrschte gewöhnlicher Hochbetrieb vor dem Ruhetag. Den meisten Menschen lag der Gedanke sicher fern, daß in zehn Stunden das schreckliche Wort «Krieg» erklingen würde. Nur die höchste militärische Führung des Landes war lange vor jenem tragischen Tag über die Vorbereitungen Deutschlands auf den Überfall der Sowjetunion im Bilde.

Unsere Armee und unser Volk hatten ein grenzenloses Vertrauen zur «Genialität» Stalins und ließen sich noch eine Woche vor dem Kriegsausbruch von einer TASS-Erklärung einwickeln, nach der Deutschland unter keinen Umständen den Nichtangriffspakt verletzen und unser Land angreifen würde. Sogar erfahrene Berufsmilitärs zweifelten nicht an der Glaubwürdigkeit der offiziellen Propaganda. Nicht zufällig wurden auch in unserer Division, die in der Nähe der Westgrenze am Pruth stationiert war, viele Offiziere, unter ihnen der Regimentskommandeur des 256. Schützenregiments, Safonow, beurlaubt und verließen ihre Garnisonen in Moldawien.

Ja, alle vertrauten unserer Führung grenzenlos, obwohl 5,5 Millionen deutsche Soldaten und ihre Verbündeten schon an unserer Grenze aufmarschiert waren. Was konnten wir dem Gegner entgegenstellen? Nur 2,7 Millionen Soldaten an der Westgrenze, 170 Divisionen, die nur 50%



Szene aus Minsk, 1941

von ihrem Soll hatten und sich in Feldlagern Zeit ließen. So sah unsere erste strategische Linie in der Tiefe bis 400 km und 50 km von der Grenze entfernt aus. Unsere Soldaten waren mit alten Gewehren bewaffnet. Wir hatten fast doppelt soviel Panzer und Flugzeuge, waren dem Feind an Artillerie zahlenmäßig weit überlegen, doch das Material war längst veraltet. Solche Entfernungen der Truppe von der Grenze waren für einen Angriff bestimmt, einer Verteidigung konnte so ein Aufmarsch gar nicht dienen. So war auch unsere Doktrin: dem Feind einen vernichtenden Schlag versetzen und die Kampfhandlungen auf seinem Boden weiterführen.

Das Versagen Moskaus liegt auf der Hand. Es war die Schuld der politischen Führung, daß ein nicht abzuwehrender, schrecklicher und über raschender Schlag die Rote Armee traf, mit allen Folgen. Sogar heute ist niemand von den unmittelbar Schuldigen dieses Verbrechens verurteilt oder verwünscht worden. Der Krieg stand ja gut zwei Jahre an der Schwelle unseres Hauses, und keiner der Führer war beunruhigt: mit wieviel Menschenleben werden wir unsere Nachlässigkeit bezahlen müssen. Ich schäme mich auch heute für unsere Staatsmänner mit dem »Führer aller Völker« an der Spitze, für jene Schande.

Der Finanzoffizier Feodosij Awdejewskij *1906 Lwow
In unserer Literatur und in den offiziellen Quellen wird immer hervorgehoben, daß Hitlerdeutschland die Sowjetunion heimtückisch und völlig überraschend im Juni 1941 überfallen habe. Es stimmt, daß es ein Überfall ohne übliche Kriegserklärung war. Aber ich kann nicht behaupten, daß wir vom Feind überrascht wurden und nichts von seinen Vorbereitungen wußten. Aufgrund meiner eigenen Erfahrung kann ich diesen Behauptungen widersprechen.

Anfang Juni 1941 kam ich von einer Dienstreise aus Berditschew, wo ich eine unserer Armee unterstellte Division inspiziert hatte, nach Lwow zurück. Schon in Berditschew stellte ich zu meinem Erstaunen fest, daß die Kasernen leer standen, die Truppe war schon zu ihren Aufmarschräumen unmittelbar an der Westgrenze verlegt worden. Als ich zurückkam, fand ich eine veränderte Lage auch beim Stab unserer Armee in Lwow. Im Stabsgebäude waren alle Fenster verdunkelt. Als ich beim diensthabenden Offizier des Stabes am 8. Juni 1941 etwa gegen 23 Uhr meine Ankunft melden wollte, überraschten mich merkwürdige Veränderungen. An der Eingangstür stand ein bewaffneter Posten im Kampfanzug mit Stahlhelm, der Eingang selbst war mit einem Vorhang verhängt, damit kein Licht nach draußen dringen konnte. In den Gängen

des Gebäudes wimmelte es von Stabsoffizieren, die mit ihren Aktentaschen hin und her liefen. Alle waren an ihren Arbeitsplätzen. All das am Sonntag um diese Zeit zu beobachten, war für mich ganz ungewöhnlich. Nach der Meldung begab ich mich zu meiner Abteilung, wo auch alle Offiziere schon an ihren Arbeitsplätzen saßen. Sämtliche Aktenordner mit wichtigen Finanzakten waren schnell zur Archivabgabe vorzubereiten, klappbare Feldmöbel waren aufgeladen, unsere Feldbank hatte die durch den Mobilmachungsplan bestimmten Geldvorräte bekommen. Ich mußte schnell nach Hause laufen, mich dort umziehen und meinen Feldkoffer mit den für den Kampfeinsatz notwendigen Dingen holen.

Diese intensive und nervöse Vorbereitung dauerte bis zum Sonnabend, dem 21. Juni. Alles war aufgeladen, die LKWs standen marschbereit auf dem Hof des Stabes, und wir vergingen vor Ungewißheit. Mit meinen Äußerungen möchte ich nur betonen, daß die Behauptung, unsere Truppe sei unvorbereitet in den Krieg geraten, mindestens unkorrekt ist.

Um 18 Uhr am 21. Juni 1941 ging es endlich los. Unsere Marschkolonne des Armeestabes schob sich zum Gefechtsstand im Raum von Lipki etwa 40 Kilometer westwärts von Lemberg vor. Die letzte friedliche Nacht verbrachten wir in den Sommerhäusern, die als Datschas für die Einwohner von Lwow dienten. Die Häuser waren schon von ihren Besitzern geräumt. In der Nacht konnte niemand schlafen, alle stellten sich nur eine Frage: was weiter?

In der Nähe rauschte ein kleiner Bach. Ich ging dorthin, um die Schläfrigkeit vor Tagesanbruch durch Waschen des Gesichts zu vertreiben. Da jagten plötzlich im Tiefflug ein paar Flugzeuge vorbei, die wild aus ihren Bordwaffen feuerten. Bei der Dunkelheit konnte man nicht erkennen, wessen Jäger es waren und warum sie uns beschossen. Hoch am Himmel flogen in dichten Wellen schwere Bomber in Richtung Lwow. Bald hörten wir nicht nur das dauernde Gedröhn dieser Armada, sondern auch wuchtige Explosionen an der Grenze und im Raum von Lwow. Wir konnten nichts verstehen, da wir auf einmal keine Verbindung mehr zum vorgeschobenen Gefechtsstand hatten, wo sich der Stabschef befand. Erst als die Morgenröte aufzog, sahen wir hoch am Himmel die Bomber mit den deutschen Kreuzen auf den Flügeln, die nun nach Westen zurückflogen. Und von der Grenze dröhnte die Artilleriekano-nade herüber. Vom Überfall der Deutschen erfuhren wir schon bei den ersten Sonnenstrahlen. Auf der Straße fuhren einige LKWs vorbei. In den Wagen saßen Frauen und Kinder unserer Grenzsoldaten, einige

von ihnen noch in Nachthemden, ungekämmt und ungewaschen, die schlaftrunkenen Kinder heulten Rotz und Wasser.

Der Anblick der flüchtenden Familienangehörigen unserer Grenzsoldaten überzeugte uns vom Ernst der Lage, und wir schlossen uns schnell diesem Trost an, damit wenigstens unsere gefüllte Kasse nicht in feindliche Hände fiel. Also ganz schnell zurück nach Lwow ...

Der Unteroffizier Kurt Krämer 1912-1945 im Osten

Meine liebe Leni, Klaus und Elke!

Da die Zeit knapp wird, sende ich Dir in ganz großer Eile recht herzliche Grüße. Verzage nicht, denn ich werde Dich und unsere Kinder bestimmt wiedersehen. Danken wir unserem Führer und denken wir an die Größe unserer Zukunft. Unsere Kinder werden dereinst diese Zeit bewundern.

Es lebe der Führer

Dein Kurt

*

Adam Czerniaków 1880-1942

Warschauer Ghetto

Morgens Gestapo. [...] Der Ordnungsdienst bekommt arische Rationen.

Danuta Czech

(KZ Auschwitz-Birkenau)

Von der Gestapo in Kattowitz wird der Häftling Bolesław Buczek (Nr. 7479) nach erneuter Vernehmung eingeliefert. Um 23 Uhr wird von der SS-Lagerstreife ein Zivilist mit Pferdewagen festgenommen. Der Zivilist wird in den Bunker gesperrt und das Pferd mit dem Wagen in den Lagerpferdestall gebracht.

*

Du hast Glück bei den Frau'n, Bel ami
So viel Glück bei den Frau'n, Bel ami!
Bist nicht schön, doch charmant,
bist nicht klug, doch sehr galant,
bist kein Held, nur ein Mann, der gefällt.

Zwischentext: Deportiert nach Sibirien

Albin Eisenstein *1911

Czernowitz-Jasowka

Eine schwüle Sommernacht im Juni 1941. Wir liegen in einem Viehwaggon am Güterbahnhof von Czernowitz. Wohin uns die Rotarmisten deportieren, ist unbekannt. Wahrscheinlich geht es nach Sibirien. Ich versuche, mir Sibirien vorzustellen. Der Gedanke, daß man uns, eine Schar verängstigter Menschen nach Sibirien bringen könnte, kam mir erst, als sowjetische NKWD-Soldaten uns mit Gewehrkolben in bereitgestellte Viehwaggons trieben. Jeder von uns war bemüht, einen Platz in der Nähe der vergitterten Fensterluken zu ergattern. Häßliche Szenen begleiteten diesen Kampf um den Platz in der Nähe der Fensterluken. Schließlich hatte jeder sein Plätzchen. Im Waggon standen zwei Eimer. Der eine war für Trinkwasser bestimmt, der andere für die Notdurft der Insassen.

Als die NKWD-Soldaten uns auf einem LKW zum Güterbahnhof brachten, war ich viel zu erregt, um feststellen zu können, wer außer meiner Familie und mir deportiert werden sollte. Ich war 30 Jahre alt. Neben mir auf dem Boden lag meine junge Frau, die sich angstvoll an mir festhielt, und meine nicht weniger verängstigten Schwiegereltern.

Vor dem Einsteigen in die Waggons wurden viele Männer von ihren Frauen und Kindern getrennt. Die NKWD-Offiziere ließen sich vom Weinen und Jammern der Betroffenen nicht beeindrucken. Als meine Frau und meine Schwiegermutter das sahen, klammerten sie sich fest an mich und meinen Schwiegervater.

Unser einziger Wunsch war, gemeinsam in den Viehwaggon eingesperrt zu werden. Gott hatte Erbarmen! Man ließ uns zusammen. Unser Glück war groß. So groß, daß alle Ängste über eine Deportation nach Sibirien, über Vernichtung, Hunger und Entbehrungen uns plötzlich unbedeutend erschienen.

So liegen wir jetzt auf einer dünnen Strohunterlage und jeder von uns tut so, als ob er schlafen würde. Aber niemand kann schlafen. Jeder harrt in Gedanken mit seinem Schicksal. Jeder hätte gerne gewußt, warum gerade er verbannt wird, was er falsch gemacht hat und wofür er bestraft werden soll. Wer und wo waren die Richter? Warum hatte uns niemand befragt oder verhört?

Durchdrungen von der Auffassung, daß eine Strafe als Sühne für ein Vergehen zu erfolgen habe, bemühten sich die meisten, irgendein Vergehen gegen den Staat oder die Staatsgewalt in ihrer Vergangenheit zu suchen. Niemand von uns konnte ein Vergehen gegen den Sowjetstaat

entdecken. Jeder hätte viel dafür gegeben, wenn ihm irgendein Sowjetrichter gesagt hätte, wofür er eigentlich bestraft wurde.

Massenvernichtungsaktionen wurden in der Stalinzeit einfach und unbürokratisch durchgeführt. So war es auch in unserem Fall. Um etwa zwölf Uhr nachts am 10. Juni 1941 klingelte es an der Wohnungstür. Zwei uniformierte NKWD-Leute und drei Zivilisten standen vor uns. Sie schoben meinen Schwiegervater und mich an die Seite und drangen in die Wohnung. Sie verlangten, daß wir alle, meine Schwiegermutter, meine Frau, mein Schwiegervater und ich, vor sie hintraten, und zeigten uns ein Blatt Papier, auf dem angeblich geschrieben stand, daß irgendeine sogenannte »TROIKA« uns das Leben in unserer Heimat verbiete und uns für die Ansiedlung in »entfernte Rayone« bestimmt habe.

Nach Verlesung dieses »Dokumentes« gaben uns die NKWD-Leute eine halbe Stunde Zeit, um das Notwendigste einzupacken, und wiesen uns darauf hin, daß das Gepäck nicht zu schwer sein dürfe, denn jeder müsse sein Gepäck allein tragen, was auf längeren Fußmärschen nicht leicht sei.

Wir waren verhaftet, der Weg in die Verbannung, in die mögliche Massenvernichtung begann. Wie reagierten wir auf diese kategorische Mitteilung? Schon der Gedanke, daß wir aus unserer vertrauten Umgebung herausgerissen, von allem, was wir besaßen, beraubt, plötzlich arm und unfrei wurden, war erschreckend. Wohl wußten wir, daß sogenannte Kapitalisten als sozialfeindliche Elemente von Stalin geächtet und verfolgt wurden. Aber keiner von uns konnte sich vorstellen, daß wir der Kategorie »gewesener Ausbeuter« zugeordnet würden. Mein Schwiegervater und ich waren Ingenieure, also schlichte Arbeitnehmer.

Meine Schwiegermutter konnte all das, was hier vorging, schon gar nicht begreifen. Großgeworden in einer gutbürgerlichen Wiener Familie, glaubte sie an Obrigkeit und Gerechtigkeit. Verängstigt und verwirrt suchte sie die für ihren Mann erforderlichen Medikamente gegen Magenulkus. Mein Schwiegervater resignierte. Indem er an der Vorbereitung für die Fahrt in die Deportation nicht teilnahm, wollte er seinen Protest gegen diese Ungerechtigkeit bekunden. Wir waren erst elf Monate Sowjetbürger (im Juli 1940 war die Nordbukowina von der Rotarmee okkupiert und in die UdSSR eingegliedert worden) und konnten daher noch nicht wissen, daß Massenvernichtung in das Staatskonzept des Stalinismus gehörte und keineswegs als Einzelschicksal einer Familie einzustufen war. Jeder erfahrene Sowjetbürger wußte, daß auch er, ungeachtet seiner sozialen Stellung, seiner Vergangenheit, seiner Natio-

naliät, seines Glaubens, ein Opfer einer der vielen Massenrepressalien Stalins werden konnte.

Meine Frau und ich warfen also mehr oder weniger wahllos Kleidungsstücke, wie auch Dokumente, in Koffer und nahmen das wenige Bargeld, das wir besaßen, an uns. Nach einigen knappen Ermahnungen der NKWD-Soldaten ließen wir uns nach etwa einer halben Stunde in die auf der Straße wartenden LKWs führen.

Auf den Straßen sahen wir nur wenige Menschen, sie huschten wie Ratten vorbei. Wir hatten den Eindruck, daß sie bereits wußten, was uns bevorstand. Sie zögerten, sich uns zu nähern, denn wir waren doch diejenigen, die «im Interesse der sozialen Gerechtigkeit» vernichtet werden sollten. Angst und Schrecken lagen in der Luft, verbreiteten sich unter den Menschen. Keiner wußte, ob morgen nicht auch er unser Los würde teilen müssen. Auf der Fahrt zum Güterbahnhof begegneten wir anderen LKWs, mit Menschen, die genau wie wir deportiert werden sollten.

Am Güterbahnhof gelangt, übergaben uns die NKWD-Soldaten den dortigen NKWD-Offizieren. Diese fanden uns recht bald auf ihren Listen. Mit energischen Befehlen trieben uns die NKWD-Soldaten zu den Viehwaggons, die für unseren Transport bereitstanden. Meine Schwiegermutter konnte mit ihrem Koffer nicht so rasch gehen, wie es die Soldaten befahlen. Es war finster. Wir stolpten. Die Soldaten stießen uns vor sich her. Das ungeschickte Verhalten hilfloser, verängstigter Zivilisten schien ihnen Spaß zu machen. Sie lachten und amüsierten sich. Um so erschütternder klang das Jammern und Weinen der Frauen und Kinder, die von ihren Männern, Brüdern und Vätern gewaltsam getrennt wurden. Wir vier zählten zu den Glücklichen, die zusammenbleiben konnten.

Wie Vieh zusammengepfercht lagen wir Seite an Seite im Waggon und versuchten uns gegenseitig Trost und Hoffnung zuzusprechen.

Inzwischen war ein neuer Morgen angebrochen. Durch die vergitterten Fensterchen drangen die ersten Sonnenstrahlen auf einen Haufen unglücklicher Menschen. Waren sie schon abends zuvor ein Anblick des Jammers gewesen, so machten sie im erbarmungslosen Tageslicht einen noch ungleich verzweifelteren Eindruck.

Nicht weit von uns lag im Stroh eine Frau, umringt von drei Kindern im Alter zwischen drei und sechs Jahren. Die Kinder schliefen. Die Mutter starrte mit verweinten Augen ins Leere. Von Zeit zu Zeit rückte sie die schlafenden Kinder zurecht. Vielleicht glaubte sie, damit alles Böse von ihnen fernhalten zu können.

Daneben lag verkrampt ein älteres Ehepaar, halb sitzend auf ihren paar Habseligkeiten, und blickte hilfesuchend um sich. Mit flehentlichen Blicken suchten sie, mit uns ins Gespräch zu kommen. Schluchzend erzählte uns die Frau, daß ihr Sohn, ein erfolgreicher junger Kaufmann, von ihnen getrennt worden war und daß sie nun, alleingelassen, nicht wußten, wie sie weiter ihr Leben fristen sollten. Immer wieder kamen sie darauf zu sprechen, wie schön ihre Wohnung war und welch beschauliches Leben sie bis zur Besetzung der Bukowina durch die Rote Armee geführt hätten.

Eine alleinstehende Frau erzählte verbittert, man habe ihren Bruder vor Betreten des Waggons von ihr weggerissen. Die Sachen waren bei ihr geblieben, und jetzt machte sie sich Sorgen, wie ihr Bruder ohne das Notwendigste die Reise durchstehen sollte.

In einem Winkel des Waggons lagen eine alte Frau zusammen mit einer jüngeren und deren Sohn. Die alte Frau war die Mutter eines in unserer Stadt sehr bekannten Rechtsanwaltes, die jüngere seine Frau und der junge Mann, etwa sechzehn Jahre, sein Stiefsohn. Wir merkten, daß sich diese Menschen anfeindeten und mit Vorwürfen überhäufeten. Als wir später erfuhren, daß die junge Frau die ehemalige Freundin des Schriftstellers Peter Altenberg war, erschien uns das begrenzte Urteilsvermögen dieser Frau um so unverständlicher.

Mein Schwiegervater gehörte zu denen, die wenig Hoffnung auf eine Rettung aus dieser Notlage sahen. Er schien weniger darunter zu leiden, daß die nächste Zeit ihm und den Seinen Entbehrungen, Erniedrigungen und Kummer bringen würde; größere Sorge bereitete ihm, daß er seiner Frau, die er über alles liebte, nicht mehr den bisherigen Lebensrahmen bieten könnte. Er litt unter der Vorstellung, daß seine Frau von nun an in Elend und Not würde leben müssen. Meine Schwiegermutter war es, die ihm – mit Sätzen wie «Wenn wir nur zusammen sind, kann uns nichts passieren. Zusammen werden wir alles durchstehen» – Mut zusprach. Diese Worte schienen zu wirken. Er wurde ruhiger und gefaßter.

Jeder der Waggoninsassen reagierte auf die Geschehnisse anders. Die einen weinten still vor sich hin. Die anderen bemühten sich, die Angehörigen zu überzeugen, daß Freunde und Verwandte alles tun würden, um sie zu befreien. Es müsse nur gelingen, sie zu verständigen, wo sie wären. Die dritten waren apathisch und schienen vollständig teilnahmslos. Wenige glaubten, daß sie einen vorübergehenden Schicksalsschlag erlebten, der durch Ruhe, Beherrschtheit und Mobilisation aller physischen und geistigen Kräfte überwunden werden könne. Diese Einstel-

lung, als Reaktion auf das Geschehene und auf das, was uns erwartete, schienen mir am rationellsten. Also hieß es unter den gegebenen Umständen, sich eine Form des Überlebens zurechtzuzimmern. Schließlich gelang es mir, meine Schwiegermutter und meine Frau zu überzeugen, daß ein Überleben nur mit Kampf und Beharrungsvermögen zu erreichen sei. Als mein Schwiegervater in den Augen seiner Frau eine Spur von Hoffnung sah, ließ auch er sich überzeugen. Er brannte vor Ungeduld, etwas zu tun. Er übernahm es, das Leben der Menschen im Waggon zu organisieren.

Es waren Männer und Frauen, vor allem aber Kinder und ältere Menschen, die betreut werden mußten, und vor allem mußten Hygiene und Reinlichkeit gewährleistet bleiben. Für die Frauen und die Kinder galt es Schlafplätze frei von Luftzug zu schaffen; jeder mußte angeben, welche Medikamente für ihn lebenswichtig waren und über welche Medikamente er verfügte. Es wurde besprochen, wie jeder den Abortkübel abschirmt, wie er ihn benutzen sollte, wie jeder sich waschen und auf Sauberkeit achten könne, wie auch auf vieles andere.

Plötzlich wurden die Schiebetüren des Waggons geöffnet, ein NKWD-Offizier erschien. Belehrend sagte er: «Bürger, Ihr seid bestimmt für die zwangsweise Ansiedlung im Inneren der Sowjetunion. Dort werdet Ihr alles Erforderliche vorfinden, darunter auch Schulen und Spitäler. Wir fordern Euch auf, diszipliniert allen Anordnungen des Wachpersonals Folge zu leisten. Auf Nichtbefolgung stehen schwere Strafen. Ohne Erlaubnis darf niemand den Waggon verlassen. Es wird ohne Vorwarnung geschossen. Auf der Reise werden wir Euch mit Nahrung versorgen. Auch werden wir dafür sorgen, daß Ihr Wasser zum Trinken und zum Waschen bekommt. Ebenso werden wir Euch die Möglichkeit geben, den Abortkübel zu leeren. Jetzt müßt Ihr mir sagen, wen Ihr Euch zum Waggon-Ältesten wählt.» Mein Schwiegervater wurde genannt. Damit war er für die Ordnung im Waggon verantwortlich.

Auf die Frage, wohin wir gebracht würden, erklärte der NKWD-Offizier, dies nicht zu wissen. Auch wann die Fahrt in die Verbannung begänne, konnte oder wollte er uns nicht mitteilen.

Wir warteten darauf, daß sich der Zug in Bewegung setzen würde. In der Zwischenzeit war es Freunden und Verwandten der Waggoninsassen gelungen, durch Bestechung der Wachsoldaten in die Nähe des Waggons zu kommen. Sie übergaben für die Waggoninsassen Decken, Kissen, Lebensmittel und vieles andere. Allerdings hatten nicht alle das Glück, etwas zu bekommen. Die Mehrzahl mußte ohne entsprechende Kleidung, ohne das Notwendigste die Verbannung antreten.

Es gab Fälle, wo es Freunden und Verwandten einiger Waggoninsassen sogar gelungen war, mit Hilfe von Interventionen hochgestellter Funktionäre und entsprechenden Bestechungen Menschen aus Waggons zu befreien. Noch bis zum Tag, an dem der Zug sich in Bewegung setzte, es war der 13. Juni 1941, hoffte ich stillen jeder auf eine solche Lösung. Nun war jeder Hoffnungsschimmer erloschen, es begann der Alltag der menschlichen Erniedrigungen.

Gerne hätten wir wenigstens das Ziel der Fahrt gekannt. Nach den Namen der Stationen, die wir passierten, spekulierten wir, wohin unsere Reiseroute gehen könnte.

Vierzehn Tage später, am 26. Juni 1941, auf einer kleinen Station vor Tscheliabinsk im Ural, beim Holen des Essens erfuhren wir, daß Deutschland der UdSSR den Krieg erklärt habe und die Kriegshandlungen bereits in vollem Gang seien. Auf den Stationen nach dem Ural sahen wir Kinder, die um Brot bettelten.

Jeder von uns war bemüht, die neue politische Situation in Verbindung mit unserer Verbannung zu analysieren. Alle wußten, wie schwer und schlecht unsere Lebensbedingungen im Falle eines Krieges sein dürften. Wir würden wahrscheinlich als deklarierte Staatsfeinde am meisten unter den kriegsbedingten Versorgungsschwierigkeiten leiden müssen. Trotz alledem war die Stimmung unter den Leidensgefährten noch relativ gut. Viele hofften, daß ein baldiges Ende des Krieges auch uns Befreiung aus der Deportation bringen könnte. Niemand sprach darüber, aber vielen stand diese Hoffnung im Gesicht.

Seit der Verhaftung waren nunmehr 16 Tage vergangen. Die meisten verfügten noch über Nahrungsmittel. Es schien, als ob viele von uns mit Ungeduld darauf warteten, Sibirien kennenzulernen, denn alle hofften, nach einem baldigen Kriegsende wieder nach Hause fahren zu können. Dann kommen wir zurück und erzählen von unseren Erlebnissen in der sibirischen Taiga wie von einem bösen Traum, meinten sie.

Mit solchen Wunschvorstellungen bemühten wir uns, der quälenden Fragen und Umstände Herr zu werden. Vor allem die Hitze im Viehwaggon machte uns zu schaffen. Die kühlen Nächte brachten Erleichterung. Ich lag auf meinem Strohlager, versuchte mich zu entspannen und freizukommen von der Angst vor dem, was uns bevorstand. Ich suchte Trost in den Erinnerungen an mein Leben. [...]

Wir standen am Bahnhof der sibirischen Stadt Nowosibirsk. Ging es noch weiter, oder wurden wir hier ausgeladen?

Die zwanzigtägige Reise im geschlossenen Viehwaggon hatte uns reizbar, aufbrausend und hoffnungslos gemacht. Jeder träumte nur noch

davon, sich endlich waschen zu können. Hunger quält oft weniger als Abscheu und Ekel vor sich und seinen Mitmenschen.

Nein, wir blieben nicht in Nowosibirsk. Der Zug fuhr weiter, um nach einigen Stunden Fahrt wieder anzuhalten. Die Türriegel des Waggons wurden geöffnet und einer vom Wachpersonal rief, wir sollten uns zum Verlassen des Waggons fertigmachen. Voller Neugier suchten wir nach dem Namen der Station. Es war Moschkowo, ein kleiner Ort nicht weit von Nowosibirsk.

Wir drängten aus dem Waggon. Die frische Luft und sonniges Wetter gaben uns neuen Lebensmut und Zuversicht. Wir hätten gerne mit Einheimischen gesprochen, aber der NKWD-Kommandant, unterstützt von einigen Soldaten und bewaffneten Zivilisten, verbot uns, den Bahnhof zu verlassen. Wir warteten darauf, was weiter mit uns geschehen würde. Die Freude, daß wir den Viehwaggon verlassen durften, sollte nicht lange dauern. Ein heftiger Regenguß durchnäßte uns bis auf die Haut. Die wenigen Gepäckstücke, die jeder mit sich führte, troffen vor Nässe. Als einige Mutigere sich an den Kommandanten mit der Bitte wandten, den Kindern und den Frauen einen gedeckten Raum zu gewähren, war seine Antwort ein höhnisches Grinsen mit der Bemerkung: «Wozu – Ihr müßt Euch langsam an Sibirien gewöhnen.»

Schließlich kamen einige NKWD-Offiziere, die uns musterten. Sie erteilten den Auftrag, uns in eine zur Zeit leerstehende Schule zu bringen. Wir waren froh, unter einem Dach schlafen zu dürfen. Einigen wurde erlaubt, ins Dorf zu gehen, um Lebensmittel zu kaufen.

Wir bemühten uns, Waschgelegenheiten zu improvisieren.

Danach versuchten wir, mit Einheimischen Erkundigungsgespräche zu führen. Bald merkten wir, daß der NKWD-Kommandant die Einheimischen vor uns warnte und diese, eingeschüchtert und ängstlich, Kontakte mit uns vermieden.

Am nächsten Morgen kamen Bauern mit ihren Fuhren in den Schulhof gefahren. Der Kommandant befahl uns, unsere Bündel auf die Fuhren zu laden und zu Fuß den Fuhren zu folgen. Er selbst stieg stolz auf ein gesatteltes Pferd und gab von dort aus laut und drohend seine Befehle. Die Fuhren setzten sich in Bewegung. Zuerst ging es über eine staubige Landstraße, wo uns nur selten jemand entgegen kam. Die wenigen, die uns begegneten, blieben stehen, machten uns Platz. In ihren Gesichtern war weder Haß noch Mitleid für uns zu lesen. Wir schienen ihnen ein vertrauter Anblick zu sein.

Endlich kamen wir in eine bewaldete Gegend. Der Schatten der Bäume gewährte uns Schutz vor der brennenden Sonne. Die Bauern, die die

Fuhren führten, sagten uns, daß wir an einen Ort am Ufer des Ob gebracht würden. Das Gehen auf der staubigen Landstraße, in schlechter Fußbekleidung, nach der erzwungenen Immobilität im Viehwaggon, wurde immer beschwerlicher. Dazu kam die quälende Mückenplage. Obwohl es schwül und heiß war, verhüllte sich jeder zum Schutz vor den Mücken, soweit es irgend ging.

Plötzlich wurde der Himmel dunkel. Die Mückenplage nahm zu. Und dann begann es zu regnen. Zuerst war es erfrischend, doch als sich der Regen in einen Wolkenbruch verwandelte, war es mit der Erfrischung vorbei. Wir waren naß zum Auswringen. Der Lehm Boden verwandelte sich in ein Schlammmeer. Die Pferde hatten nicht mehr die Kraft, die Fuhren durch den Schlamm zu ziehen. Wir mußten Hand anlegen, um überhaupt weiterzukommen. Unser Schuhwerk quoll vor Nässe und Schlamm, wurde unbrauchbar. Die meisten gingen barfuß weiter, Kinder weinten. Mit guten Worten und kleinen Gaben gelang es uns, die Bauern zu überreden, Kindern und alten Menschen zu gestatten, sich auf die Fuhren zu setzen. Auch meiner Schwiegermutter wurde erlaubt, sich auf einen Wagen zu setzen. Doch als sie meine Frau sah, die stumm neben mir hertrotzte, fing sie an zu weinen und bat, daß man ihrer Tochter erlaube, sich auf ihren Platz zu setzen. Meine Frau fieberte. Wir legten sie auf eine Fuhre. Teilnahmslos ließ sie alles mit sich geschehen. Es war ein grauenvoller Anblick. Zu Tode erschöpfte Menschen und halbverhungerte Pferde im Kampf mit den Tücken des sibirischen Klimas. Als ich das höhnische Lächeln des am Ende des Zuges reitenden Kommandanten sah, war mir klar, daß ein Appell an Menschlichkeit oder Erbarmen hier vergebens sei.

Schließlich hörte der Regen auf. Uns war, als ob die Natur endlich Mitleid mit so viel menschlicher Hilflosigkeit hätte. Im Nu trocknete die Sonne das Schlammmeer. Die Regenplage war vorbei, aber dafür setzte die Mückenplage wieder ein. Keiner wußte sich dagegen zu wehren. Unser sibirischer Kutscher meinte, daß im Lauf der Jahre auch wir uns an die Mücken gewöhnen und die Mückenstiche nicht mehr so schmerzlich empfinden würden.

Entnervt und am Ende unserer Kräfte kamen wir gegen Abend an die weiten Ufer des Ob. Meine Frau lag fiebernd im Wagen. Ich konnte es nicht mehr erwarten, sie irgendwohin zu bringen, wo sie ärztliche Hilfe bekommen würde.

Endlich war eine Ansammlung ärmlicher kleiner Holzhäuser im Blockhausstil, mit kleinen Gemüsegärten und improvisierten Bretterverschlängen für das Vieh zu sehen. Alles erweckte den Eindruck eines grauen,

freudlosen und ärmlichen Alltags für Menschen, die unfreiwillig hier leben mußten. Als ich mich an den Kommandanten mit der Bitte um ärztliche Hilfe für meine Frau wandte, entgegnete er, daß wir morgen auf einen Dampfer eingeschifft würden, wo sich auch ein Arzt um uns kümmern würde.

Verzweifelt lief ich wahllos von Haus zu Haus, mit der Bitte uns zu helfen. Die meisten Menschen reagierten erschreckt und abweisend. Schließlich kam ich an ein Häuschen, wo mir eine ältere Frau öffnete. Ich hatte Glück. Es war die Lehrerin des Ortes, die allein in dem Haus lebte. In ihren Augen stand Mitleid, Mitgefühl und Güte. Seit dem Tag unserer Verhaftung waren es die ersten gütigen Augen, die mir begegneten. Ungeachtet der Warnung des Kommandanten, keine Kontakte mit uns aufzunehmen, gestattete sie meiner Frau, bei ihr zu übernachten.

Meiner Schwiegermutter, die als eine der wenigen unter uns Deportierten Russisch sprechen konnte, erzählte die Lehrerin, daß ihr Mann als Opfer des Regimes umgekommen sei. Betreut und umsorgt von diesem lieben Menschen, erholte sich meine Frau schnell. Am nächsten Morgen war das Fieber gefallen. Am Nachmittag wurden wir auf einen Lastkahn, der von einem Flußdampfer gezogen wurde, «verladen».

Bei der Einschiffung beobachteten wir, wie zwei voneinander getrennte Gruppen, eine Männer- und eine Frauengruppe, unter strenger Bewachung zur Verladestelle geführt wurden. Später erfuhren wir, daß die Männergruppe aus Sträflingen eines lettischen Gefängnisses und die andere Gruppe aus Frauen, die wegen Prostitution in einem Kischinewer Gefängnis einsaßen, bestanden. Während wir uns, noch eingeschüchelt, diszipliniert den Anordnungen des Kommandanten fügten, waren die Beziehungen zwischen den neu Hinzugekommenen und dem Kommandanten viel lockerer, fast freundlich und wohlwollend. Es fiel auf, daß einer der Sträflinge eine Vorzugsstellung genoß. Alle seine Anweisungen wurden ohne Widerrede von den anderen Sträflingen befolgt; von den Kommandanten wurde er mit Respekt behandelt. Es war ihr Anführer, auch «Ataman» genannt.

Bei der Einschiffung trafen wir auf dem Lastkahn wie auf dem Flußdampfer Passagiere, die bereits in Nowosibirsk an Bord gekommen waren. Es waren Deportierte, die um die gleiche Zeit wie wir verhaftet wurden. Sie stammten aus den baltischen Staaten und aus Polen.

Bald hatten wir guten Kontakt zu unseren Leidensgenossen. Fast alle sprachen gut Deutsch. Die meisten der Deportierten waren Familienmitglieder ehemaliger Politiker, führender Rechtsanwälte und angesehener Kaufleute, die Familienoberhäupter fehlten. Man hatte sie sofort

nach der Verhaftung in Sonderlager gebracht, um dort abgeurteilt zu werden.

Also war die Deportation eine Massenaktion, die, zentral von Moskau gesteuert, auf einem Gebiet, das sich vom Baltischen bis zum Schwarzen Meer erstreckt, durchgeführt wurde. Welchen Sinn diese Massenverhaftungen hatten, ist bis heute nicht eindeutig erklärt. Unverständlich und ungeklärt bleibt, wer Interesse daran gehabt hatte, knapp vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wichtige Eisenbahnknotenpunkte mit derartigen Deportationszügen zu blockieren.

Überlassen wir es den Historikern, diese sinnlose, politisch unbegründete und militärisch destruktive Aktion zu klären. Die meisten der Betroffenen mußten diesen Wahnsinnsakt mit ihrem Leben bezahlen.

Nach Beendigung der Einschiffung wurden Lebensmittelrationen für mehrere Tage, bestehend aus Brot, Zucker und Gries, ausgeteilt. Es war also offensichtlich, daß unsere Flußfahrt auf dem Ob-Strom einige Tage dauern würde und nach Norden, in Richtung Eismeer, weitergehen sollte. Bis wohin wollte man uns noch entführen?

Auf dem Lastkahn waren wir bemüht, Plätze in unmittelbarer Nähe unserer Bekannten zu finden. In kleinen Gruppen kauerten wir verängstigt zusammen und warteten ab, was nun weiter geschehen würde. Von einer Frau aus der Gruppe der Prostituierten erfuhren wir, daß die Sträflinge beschossen hatten, uns und unser Gepäck auf Wertgegenstände zu durchsuchen. Der Kommandant soll ihnen gesagt haben, daß sich in unserem Gepäck viel Gold und andere Wertgegenstände befänden. Unser erste Reaktion war die, daß wir eine Gruppe junger, kräftiger Männer organisierten, die den Schutz unserer alten Menschen, Frauen und Kinder sichern sollten. Den Kommandanten um Schutz zu bitten, schien umsonst. Zu offensichtlich war die Kumpanei zwischen ihm und den Sträflingen und ihren Anführern.

Einige der erfahrenen Männer unserer Gruppe schlugen vor, uns direkt mit dem «Ataman» in Verbindung zu setzen. Wir taten es, und nach einer recht temperamentvollen Unterredung kam eine Übereinkunft zustande. Mit einem Obolus, bestehend aus einigen Wertgegenständen und einigen Flaschen Spirituosen, war unsere Sicherheit gewährleistet. Es sollte nicht unerwähnt bleiben, daß der «Ataman» mehr menschliches Verständnis für uns zeigte als der Kommandant.

Erschöpft vor Angst, Ungewißheit und Übermüdung, übermannte uns tiefer Schlaf. Beim ersten Morgengrauen erwachten wir. Der Gesundheitszustand meiner Frau schien sich zu bessern. Voller Neugier betrachteten wir die Ufer des Ob, dieses gewaltigen sibirischen Stroms.

Eintönig und kahl waren die Uferlandschaften. Von Zeit zu Zeit sahen wir armselige, verfallene Holzhütten oder kleine, aus Holzbalken gezimmerte Blockhäuser. Selten waren Menschen am Ufer zu sehen. Unseren Schulkenntnissen nach war der Ob sehr fischreich, und so dachten wir, daß die wenigen Menschen, die wir an den Ufern sahen, Fischer wären.

Von einem Matrosen erfuhren wir, daß wir in zwei Tagen einen Ort mit Namen «Parabel» anlaufen würden. Trostlose, lehmige und endlos kahle Ufer, ein trüber, lastender Himmel und der schmutzige Wasserstrom um uns – all das paßte zu der hoffnungslosen Stimmung der Passagiere. Es war gegenseitige Hilfsbereitschaft, die den hoffnungslosen Menschen die Kraft gab, diese freudlosen, traurigen Stunden und Tage durchzustehen. Endlich sahen wir am Ufer viele kleine Holzhäuser. Das war Parabel. Als wir näher kamen, erkannten wir eine schwimmende Plattform, von wo aus die Landung und das Einschiffen der Passagiere erfolgte. Wir durften an Land gehen. Alle waren bemüht, sich das Notwendigste an Lebensmitteln und Medikamenten zu kaufen. Erstaunt sahen wir, wie leer und armselig die Geschäfte waren.

Uns wurde erzählt, daß auch Stalin hier, etwas nördlicher von Parabel, im Ort Narym, angeblich eine seiner Verbannungen in der Zarenzeit verbracht hätte.

Der Kommandant teilte mit, daß wir uns auf weitere zwei bis drei Tage Flußfahrt gefaßt machen müßten. Die öden Straßen im Ort Parabel, mit seinen aus Brettern gebastelten Gehsteigen auf lehmigem Grund, waren recht breit angelegt.

Einige von uns bemühten sich vergeblich, Filz- oder Lederstiefel zu kaufen. Dabei hörten wir zum erstenmal das Wort «Mangelware». Das sind Waren, die man nur mit Hilfe besonderer Beziehungen, die hier «Blat» genannt wurden, bekommen konnte. Aber auch das nur bei einer zusätzlichen Zahlung an den Verkäufer. Für solche Waren zahlte man ein Vielfaches des Geschäftspreises an die Zwischenhändler. Wie, wo und wann solche Mangelwaren erworben werden konnten, gehörte zu den wichtigsten Fähigkeiten in der UdSSR.

Zurück zu unserer Flußfahrt. Unser Lastkahn wurde vom Flußdampfer abgeseilt und von einem größeren Motorboot ins Schlepptau genommen. Es war Ende Juli. Der Wasserpegel lag sehr hoch. Überall gab es überschwemmte Ufer. So ist es erklärlich, daß niemandem von uns auffiel, daß wir in den Lauf eines Nebenflusses des Ob einfuhren. Es war der Fluß Parabel.

Heftige Regengüsse ließen die Uferlandschaft noch armseliger und

trostloser erscheinen. Die braune Farbe des Flußwassers erweckte in uns den Eindruck, als ob die Quellen dieses Flusses einem Sumpfgebiet entspringen. Die Fahrt wurde für uns Europäer immer beschwerlicher. Vor allem waren es riesige Schwärme von Gelsen und Mücken, die uns zu schaffen machten. Jeder versuchte es auf seine Art, sich der Insektenplage zu erwehren. Die zweite Plage war der Durst. Trinkwasser gab es nicht, also tranken wir das rotbraune Flußwasser. Um über Ekelgefühle hinwegzukommen, nannten wir diese braune Flüssigkeit «Sibirischen Tee».

Allmählich änderte sich die Uferlandschaft. Die überschwemmten Ufer waren dicht bewaldet. Wir sahen junge Baumbestände, mit Lianen und anderen Schlingpflanzen umwachsen. So stellte ich mir den Urwald vor.

Wir erreichten eine kleine Ortschaft am Parabelufer. Der Kommandant befahl, den Lastkahn zu räumen und uns auf kleine Kähne einzuschiffen. Die Umladung ging relativ rasch vonstatten. Junge, bewaffnete Zivilisten halfen dem Kommandanten, alles zu organisieren. Später erfuhren wir, daß es junge Komsomolzen waren, die dort lebten und von der dortigen Parteiorganisation verpflichtet wurden, den Kommandanten beim Transport «böser Staatsfeinde» zu unterstützen.

Wir ahnten, daß der Tiefgang des großen Lastkahns für diesen Nebenfluß zu groß war; um uns noch tiefer in die sibirische Taiga zu bringen, ließen sie uns dann auch auf kleinere Kähne umsteigen. War geplant, uns im sibirischen Urwald anzusiedeln? Bald erfuhren wir es.

Plötzlich stoppte das Motorboot, das unsere Kähne zog. Wir mußten am Ufer anlegen und an Land steigen. Es war eine Stelle, wo ein anderer Fluß in den Parabelfluß mündete. Am Ufer lagen kleinere Boote für sechs bis acht Personen, in die wir umsteigen mußten. Ein kleines Motorboot nahm nun eine Gruppe von diesen Booten ins Schlepptau. Die Fahrt in den Urwald ging weiter. Der Flußlauf wurde immer schmaler, in der Tiefe der Uferlandschaft waren Bäume von Gestrüpp und Schlingpflanzen wild überwachsen. Unheimlich war das anzusehen und angsterregend der Gedanke, daß wir hier leben sollten.

Von einem der Gehilfen des Kommandanten erfuhren wir, daß ein Teil von uns in das Gebiet des Flusses Tschusik in den Rayon Pudino gebracht werden sollte. Dieser Fluß entspringt in einem Sumpfgebiet des westsibirischen Tieflandes Wasjagan und ergießt sich in den Fluß Parabel.

Unsere Ansiedlung in Sibirien ging sehr einfach vor sich. An verschiedenen Stellen des Flußlaufes wurde am Ufer angelegt und wurden ein-

zelle Boote entladen. Am Ufer warteten bereits einige Zivilisten und Pferdeführer, die uns in Empfang nahmen.

Als der Kommandant uns den Einheimischen übergab, teilte er feierlich jedem mit, daß wir auf Lebensdauer nach Sibirien verbannt seien und uns darauf einstellen sollten, hier zu leben und zu arbeiten. Auch gab er uns zur Unterschrift ein Formular, worin wir uns durch Unterschrift verpflichten sollten, «ewig» hier zu leben und den Wohnort ohne Erlaubnis nicht zu verlassen. Trotz Drohungen des NKWD-Kommandanten lehnten alle es ab, dieses Formular zu unterschreiben.

Dann wurden unsere Habseligkeiten auf die Pferdeführer verladen; wir folgten den Führern zu Fuß. Der Weg ging durch einen dichten Wald. Nach etwa zweistündigem Marsch erreichten wir unseren Verbannungs-ort. Es war eine Siedlung, bestehend aus etwa 40 bis 50 kleinen Holzhäusern mitten im Wald. Die Siedlung hieß «Jasowka». Es war eine Landwirtschaft, die sie Kolchos nannten. Es gab einen Verkaufsladen, ein kleines Schulgebäude mit Kindergarten und das Verwaltungsgebäude des Kolchos. Zum Kolchos gehörten auch ein Pferde- und Kuhstall, Getreidespeicher und andere landwirtschaftliche Hilfsgebäude.

Unsere Gruppe der Verbannten bestand aus 24 Personen. Der Kolchospräsident teilte uns verschiedenen Bauern zu. Diesen wurde befohlen, uns Unterkunft zu gewähren. Wir würden es Zwangseinquartierung nennen. Überrascht waren wir, als uns diese armen und eingeschüchterten Menschen hilfsbereit und freundlich in ihren armseligen Behausungen aufnahmen. Wir hatten den Eindruck, als gehöre das zu ihrer Vorstellung von Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft gegenüber Menschen, die in Not sind.

Unsere Familie wurde einem Bauern namens Prokopief zugewiesen. Seine Familie bestand aus Frau, Sohn, Schwiegertochter und zwei Enkelkindern. Beim Eintritt begrüßte uns Prokopief mit tiefer Verbeugung und hieß uns in seinem Haus willkommen. Das Haus war eigentlich nur ein großer Raum, der sowohl als Küche wie auch als Wohn- und Schlafraum diente. Er lud uns ein, mit ihnen zu essen. Vor dem Essen bekreuzigten sich die Hausleute vor einer Ikone und einem Öllämpchen, das in einer Zimmerecke mit Blumen geschmückt hing.

Alles war ganz anders, als wir es erwartet hatten. Belastet von westeuropäischen Vorstellungen über Gastfreundschaft, erschien uns ein solcher Empfang in dieser so armseligen Umgebung völlig unerwartet. Dies um so mehr, als wir doch wußten, daß der Kommandant diffamierende Informationen über uns Verbannte verbreitete. Er beschwor unsere staatsfeindliche Gesinnung und sprach uns auch jede Ehrlichkeit ab. Das

sollte dazu dienen, die einheimische Bevölkerung uns gegenüber feindlich und mißtrauisch zu stimmen.

Unser Hausherr erzählte uns, wie auch sie vor etlichen Jahren, als sie es als Mittel- und Großbauern ablehnten, sich den landwirtschaftlichen Kollektivwirtschaften «Kolchos» anzuschließen, eines Nachts von der NKWD verhaftet und in die sibirische Taiga deportiert worden waren. Bis auf kleine Lebensmittelvorräte und landwirtschaftliche Geräte hatte man ihr gesamtes Hab und Gut weggenommen. Als sie hierher gebracht wurden, gab es hier, bis auf einzelne, kleine Behausungen von einheimischen Nenzen, keine Ansiedlungen, geschweige denn Unterkunstmöglichkeiten. Die Nenzen gehören zur Volksgruppe der Samojeden, einem Volk ugro-finnischer Abstammung, und leben allein von der Jagd. Unter schwierigsten Bedingungen mußten sie sich selbst ihre Wohnbaracken zimmern. Um das Notwendigste anbauen zu können, mußte Boden durch Rodung des Urwaldes erschlossen werden. Die Versorgung mit Lebensmitteln war ungenügend. Auch fehlte ärztliche Betreuung. Es war nur wenigen vergönnt, diese qualvolle Zeit zu überleben.

Prokopief sagte: «Die meisten von uns kamen um, aber die wenigen, die überlebten, waren von Gott auserkoren, den Glauben an Gott und seine zehn Gebote weiterzutragen. Dies tun wir und werden auch unsere Nachkommen tun.»

Er selbst, der Herr, wird mit einem Feldgeschrei und der Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes herniederkommen vom Himmel, und die Toten in Christus werden auferstehen zuerst.

HERRNHUT 1. THESSALONICHER 4,16

Jochen Klepper 1903 - 1942

Ein vorweihnachtlicher Sonntag in seiner ganzen Stille und Würde, von einer sanften Geborgenheit. - Meine Lieder sind in den Gemeinden.

Berlin

Marianne Sperl *1924

Neulich wurde uns ein Zettel in den Briefkasten geworfen, auf dem stand, daß heuer kein Weihnachten gefeiert werden könne. Joseph sei zur Baukompanie eingezogen, Maria als besonders tugendhafte Jungfrau, zur Pflege der Russen, das Jesuskind wegen Luftgefahr evakuiert.

Bayreuth

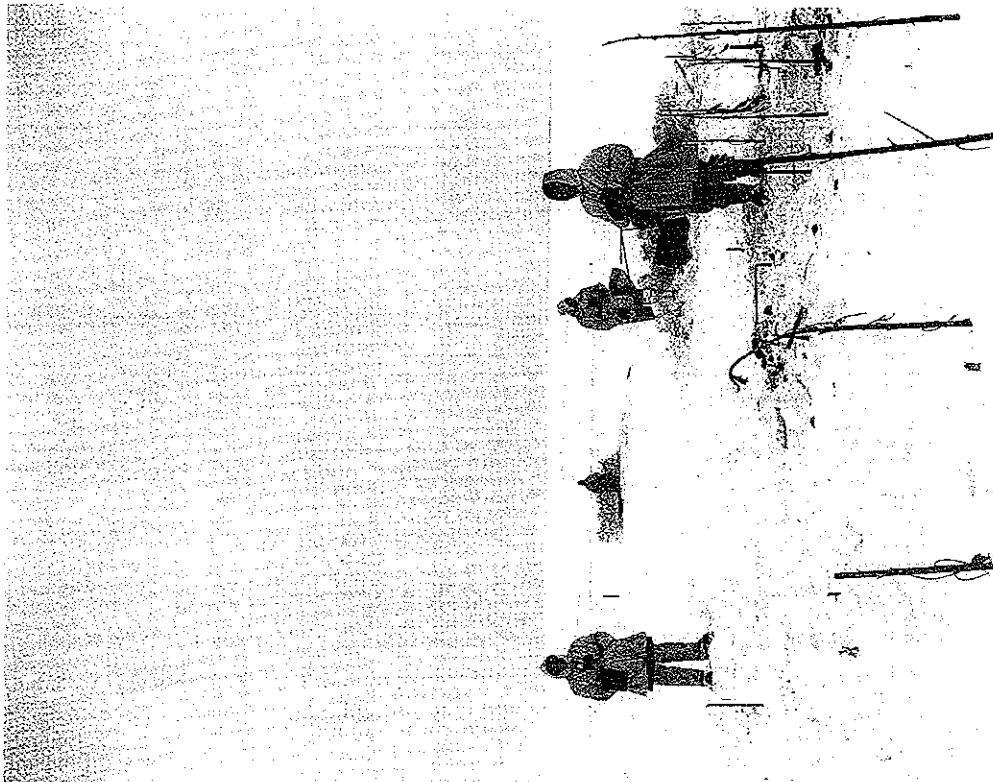
Der Arzt Dr. Fritz Lehmann

Wir feiern heute den zweiten Adventssonntag. Wir feiern ihn in der Tat, trotz allem Kampf und aller Unrast um uns her, so wie es in all den Jahren in meiner Familie üblich war. Mit einem Adventkranz, mit schönen, alten Liedern und Weihnachtserzählungen, die ich selbst in den Wochen vorher aussuche und dann vorlese. In diesem Jahr haben wir an den Sonntagen noch Gäste zugeladen, denn wir wollen eine Weihnachtskantate von Walther Hensel nach den Worten von Matthias Claudius auf-führen.

Königsberg

Es ist warm, friedlich und behaglich in unserem Hause, so schön, wie es überall in der Welt sein könnte, wenn die Menschen vom besseren Willen beseelt wären, wenn sie vor allem bereit wären, auf besonnene Männer und hochherzige Frauen zu hören und nicht auf ein paar Narren, die sie wild machen wollen.

Kürzlich wurde ich im Freundeskreise um meine ärztliche Meinung gebeten zu der Frage, ob Adolf Hitler als normal oder irrsinnig zu betrachten sei. Die Antwort darauf ist keine klare Entscheidung zwischen



Dezember 1941

diesen beiden Möglichkeiten. Ohne Zweifel gehört dieser Mann zu den außergewöhnlichen Naturen, den Exzentrischen. Darüber hinaus muß man ihn einer bestimmten Gruppe von Menschen abnormer Geistesverfassung zurechnen, und zwar lautet die ärztliche Diagnose, soweit sie auf die Entfernung zu stellen ist: schizoider Psychopath vom Typ des starren Fanatik. Der schizoiden Richtung seines Charakters entspricht der immer wieder bei ihm beobachtete Wechsel zwischen Hemmung und Erregung, seine ausgesprochene Ichbezogenheit, das Gefühl der Auserwähltheit, sowie sein Hang zur Systematik und zu bestimmten, unabdingbar festgehaltenen Vorstellungskomplexen. Doch ist Hitler kein ordinärer Verrückter, als den ihn seine Feinde im In- und Auslande gern hinstellen möchten. Das hieße, die Dinge allzusehr zu vereinfachen. Denn dieser seelische Außenseiter hat persönliche Leistungen vollbracht, die sich sehen lassen können, wenn man einmal die Gefährlichkeit dieser Leistungen für die Gesamtheit außer Betracht lassen will. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Frage, wie Adolf Hitler arbeitet. Geschieht es nach einem großen, bis ins Einzelne gehenden Plan, hat er wirklich alles vorbedacht, wie seine Jünger behaupten, oder werden, unbeschadet der Starrheit seiner Grundeinstellung, die einzelnen Entschlüsse von Fall zu Fall aus Eingebungen des Augenblicks geboren. Ich zweifle nicht daran, daß das letztere der Fall ist. Der sorgfältige Beobachter des Geschehens kann immer wieder feststellen, wie er sich oft lange Zeit auf dem Meere des Geschickes treiben läßt, durchaus passiv, bis er dann auf einmal irgendwo Land zu schauen meint und nun mit aller Kraft darauf zu hält. Eine solche Verhaltensweise hat ihre Vorteile. Schöpferische Menschen aller Zeiten haben ähnlich gearbeitet. Das Entscheidende ist nur, ob diese intuitive Seite ausgeglichen wird durch die Kritik des Verstandes und ob sie unterbaut ist durch ein gründliches Fachwissen.

Das fachliche Können und der kritische Kopf, dieses sind die beiden notwendigen Gegenspieler zur künstlerischen Phantasie. Ohne diese Widerpart verirrt sich die Seele, sie vagabundiert und landet schließlich im Märchen. Das gilt für meinen Beruf, den des Arztes, ebenso wie für alle anderen schöpferischen Tätigkeiten, in besonderem Maße für die Arbeit des Staatsmannes.

Beides, das fachliche Können sowie vor allem der kritische Verstand, gehen dem Manne ab, der sich die deutsche Führung angemäht hat. So erklärt es sich, daß er keine ausgereiften Werke vollbracht hat, sondern, um im Bilde zu bleiben, nur groß angelegte, aber flüchtige Skizzen wie Norwegen, Kreta, Afrika und jetzt wohl dazu noch Rußland.

Wodurch ist Hitler in der Lage gewesen, Millionen von Menschen in seinen Bann zu ziehen? Diese Frage habe ich schon mehrfach berührt, und doch halte ich es bei ihrer entscheidenden Bedeutung für nötig, sie immer aufs neue und immer von anderen Richtungen aus zu beleuchten.

Der Erfolg dieses Mannes liegt nur zum Teil an der Magie seiner Persönlichkeit, mindestens ebenso stark hat dazu beigetragen der Wunsch der Masse nach dem Wunderbaren, dem Übersinnlichen, dem Märchen. Immer wieder bilden sich Gemeinden um ordinäre Zauberkünstler und Pfuscher. Der Psychiater Lange-Eichbaum hat in seinem Werke: «Genie, Irrsinn und Ruhm» sowie in dem kleineren, auch dem ärztlich nicht vorgebildeten Leser zugänglichen Buche: «Das Genie-Problem» diese Zusammenhänge gedeutet, hat dargelegt, wie die Begriffe Genie und Ruhm durchaus komplexe Größen sind, zusammengesetzt aus Begabung, Exzentrizität, Zeitbedingtheit und vor allem aus dem Wunsch der Gemeinde nach dem Wunderbaren. In ähnlicher Weise erklären sich auch der Erfolg und der Ruhm unseres sogenannten Führers.

Hans Scholl 1918–1943

An Rose Nägele

München

Am zweiten Advent, den ich zum ersten Male in meinem Leben ganz aus christlichem Herzen heraus erlebe, will ich noch an Dich denken. Vielleicht folgt dieser Brief noch rechtzeitig dem vorigen, aus dem Du vieles von ungelösten Dingen lesen konntest. Es ist im Grunde vieles anders geworden, d. h. es hat sich im Grunde etwas gefestigt, das mir zum Halt geworden ist in dieser Zeit, die so sehr nach Werten sucht. Ich habe den einen, den einzig möglichen und dauernden Wert gefunden. Die Stelle im Kopfkissen, die nie warm und kalt wird, wie Cocteau sagt. Es sind Dinge, die man mit rationalem Denken wohl nicht erschöpfen kann, unbegreiflich nach außen, im Innersten aber doch begriffen. Ich will weit gehen, so weit als möglich, auf den Bahnen der Vernunft; jedoch ich erlebe, wie ich ein Geschöpf aus Natur *und* Gnade bin, einer Gnade allerdings, die die Natur voraussetzt.

Ich werde Dir diese meine innerste Entwicklung später besser beschreiben können. Jetzt bin ich noch zu sehr mitten darin. Ich möchte jetzt auf keinen Fall vom Wesentlichen abkommen.

Weilte ich in Deiner Nähe, müßtest Du glücklich sein über mich, oder nicht?

Ich wünsche Dir in diesen Wochen vor Weihnachten Stunden wahrer Innerlichkeit und Stunden des Friedens! Dein Hans

Hans Scholl 1918–1943

An seine Mutter

München

Morgen früh um 7.00 ist wiederum dieser sinnlose Appell. Dann habe ich meine 1. Russisch-Stunde. Damit wir uns ja keinen Tag mit unserem Schicksal auch nur einigermaßen zufrieden fühlen, sind jetzt strenge Maßnahmen zur Kasernierung getroffen worden. Bei der letzten Kontrolle haben nämlich 80 Studenten gefehlt, darunter natürlich auch ich. Es fällt mir auch gar nicht ein, mein Nachtquartier zu wechseln.

Ich habe nun den Kommiß 4 Jahre lang mehr oder minder gleichmäßig ertragen im Hinblick auf sein kommandes Ende. Aber gegenwärtig bin ich in dem Zustande, daß er mich krank macht. Jede Kleinigkeit nimmt mir viel zu viel Energie weg. Ich verliere die ganze Freude am Studium.

Grete Dölker-Rehder 1892–1946**Stuttgart**

Manthey hat mich auch wieder auf eine Spur gebracht. Er sei in Kiel jetzt so viel bei Angehörigen eingeladen, und da habe er nun schon mehrfach sagen hören, daß es aufgefallen sei, daß die namentlich genannten Geretteten in England lauter Unverheiratete seien. Also auch andere Leute hegen Zweifel! Ich stehe nicht allein! Sie denken, die Engländer unterschlagen die Namen Verheirateter, um noch mehr Angehörige zu quälen. Mich bekümmert in dem Zusammenhang nicht, daß Sigfrid nicht verheiratet ist. Wenn überhaupt noch irgendwo welche sind, kann er unter diesen sein. Außerdem halte ich es für möglich, dass er sich Hannas und des Kindes wegen als verheiratet angegeben hätte.

Victor Klemperer 1881–1960**Dresden**

Eva war vorgestern bei Annemarie. – Annemarie erzählte, russische Gefangene suchten Mülltonnen nach Eßwaren ab. Genau dasselbe hatte Paul Kreidl bei der Arbeit erzählen hören.

Die neue Verfügung, die unser bewegliches Vermögen fixiert – darin heißt es u. a., *nicht* gemeldet zu werden brauche der Gestapo, was bei Evakuierungen mitzunehmen erlaubt sei! –, dazu die Haussuchungen nach Lebensmitteln, schafft viel Unruhe. Kätschen überklebt Weinflaschen mit «Surol» und «Essig». Durch das Radio wurde verkündet, arische Personen, die jüdisches Eigentum in Aufbewahrung nähmen, erhielten Zuchthaus. Darüber geriet Frau Pl. in hysterische Angst, mit der sie Kätschen Sara infizierte. Wohin mit dem Persianer? – Das Kirchengemälde ist Leihgabe des Schwagers, an den es der Selige vererbt hat. – Heute sah ich eine Postkarte mit dem Poststempel: «Litzmannstadt

Getto.» Darin teilte «der Älteste der Juden» mit, daß Geldspenden an dorthin Evakuierte erlaubt seien. Die Karte trug noch einen anderen Stempel: «Litzmannstadt, größte Industriestadt des Ostens.» [...] Tagebuch wird in einer Enveloppe von Notizen zum XVIII. Me aufbewahrt.

Maurice Legros**Kriegsgefangenenlager bei Cottbus**

Wir sahen die ersten Kolonnen von gefangenen sowjetischen Soldaten ankommen. Niemals werde ich diesen tiefbetäublichen, verletzend peinlichen Anblick vergessen. Nur ein krankes Hirn kann sich diese abnorme Szenerie vorstellen.

Von Weitem hatten wir sie schon wahrgenommen: lange Kolonnen von Schattengestalten, Gespenstern gleich, die von einer anderen Welt zu kommen schienen. Aus der Nähe war der Eindruck noch viel schlimmer: entsetzlich schmutzig und furchterregend abgemagert. Sie trugen lange Mäntel mit Kapuzen. Sie waren Hunderte von Kilometern, ohne Nahrung zu sich nehmen zu können, marschiert, vorwärts getrieben wie eine Viehherde.

Wir waren alle aus der Fassung gebracht und tief erschüttert zu sehen, wie Menschen behandelt wurden. Wir hatten gesehen, wie sie, flach mit dem Bauch auf dem Boden liegend, Wasser aus dem Rinnstein und aus der Gosse tranken, völlig unempfindlich gegen die Gewehrkolbenschläge ihrer Bewacher. Sie schienen keinen Schmerz mehr zu verspüren. Sie trugen eine verachtungsvolle Gleichgültigkeit körperlichen Peinungen gegenüber zur Schau. Uns Franzosen erschien dieses Verhalten aussergewöhnlich und charakteristisch für die slawische Mentalität, die gleichmütig sowohl das Gute als auch das Schlimmste als gegeben akzeptiert. Währlich eine eigenartige Rasse, in ihrem Verhalten abseits unserem Begriffsvermögen.

In den Tagen drauf hielt ich mich in den Sanitätsräumen auf und konnte in einem besonders für sie bestimmten Raum diese unglücklichen Neunkömlinge beobachten. Der Anblick war Schrecken erregend, ihre Körper waren mit Wunden und Ungeziefer bedeckt. Nur die Pupillen in den Augen variierten bei diesen Menschen noch etwas Leben.

Hans Baermann**Köln**

Die Evakuierung [von uns Juden] wurde uns drei Wochen vorher durch die Gestapo Köln mitgeteilt. Zugleich erging die Auflage, jeden Verkauf irgendwelcher Gegenstände zu unterlassen; dagegen sollte alles außer

Möbeln verpackt werden. Zugleich mußte jede von der Evakuierung betroffene Familie eine Waschwanne, gefüllt mit Lebensmitteln bereitstellen. Mit sechs Koffern, drei Rucksäcken, Hand- und Aktentaschen traf meine Familie zum festgesetzten Zeitpunkt im Kölner Messegelände ein. Der Transport umfaßte rund 1000 Personen. Unser Gepäck wurde auf Wertgegenstände untersucht, Schmuck, Uhren, Trauringe sowie sämtliche Legitimationspapiere wurden uns abgenommen. Nach einer neuen Leibesvisitation wurden jeder Person lediglich zehn Mark gelassen. Man trieb uns dann in den großen Saal der Messehalle, um die ein Stacheldraht gezogen war, und ließ uns vierundzwanzig Stunden in nassen Hobelspänen liegen.

Werner Vogel *1880

(Bleicherode)

Am 6. Dezember 1941 waren die Russen vor Moskau zum Angriff angetreten. Trotz aller Beschönigungen des offiziellen Heeresberichts war zu erkennen, daß sie Erfolg hatten, daß jedenfalls das deutsche Vorrücken abgestoppt war und die Russen, die man bis dahin für erschöpft hatte halten können, plötzlich wieder mit materiellen und personellen Kräften auftreten konnten, deren Vorhandensein die deutsche Wehrmachtsleitung offenbar nicht geahnt hatte. Für mich war der Tag des Angriffs der Russen vor Weihnachten der *climax* des Zweiten Weltkriegs. Von nun an ging es mit uns bergab.

Der General

Franz Halder 1884–1972

Führerhauptquartier

Die Erfahrungen dieses Tages sind wieder niederschmetternd und beschämend. ObdH ist kaum mehr Briefträger. Der Führer verkehrt über ihn hinweg mit den OB der Heeresgruppen. Das Schrecklichste aber ist, daß die Oberste Führung den Zustand unserer Truppen nicht begreift und eine kleinliche Flickschusterei betreibt, wo nur große Entschlüsse helfen können. Ein solcher mußte im Absetzen der Heeresgruppe Mitte auf die Linie Rusa-Ostaschkow liegen.

Der Unteroffizier Fritz Hübner 1912–1983

vor Moskau

Ich werde den Kälteeinbruch nie vergessen, es war in der Nacht vom 4. zum 5. Dezember 1941. Wir waren am 4. um die Mittagszeit herum in einem größeren Dorf angekommen und hatten uns dort für die Nacht einquartiert. Es herrschten normale Temperaturen, etwa 10–15 Grad Kälte. Ungefähr um Mitternacht wurden wir alarmiert und mußten nach vorn zur Unterstützung der Infanterie. Wir waren von der Kälte so ge-

schockt, daß wir kaum atmen konnten. Das Thermometer war auf 40 bis 50 Grad unter Null herabgesunken. Es war eine Situation, mit der keiner gerechnet hatte. Ein längerer Aufenthalt im Freien war unmöglich, also drängte alles in die wenigen Häuser hinein, die hoffnungslos überfüllt waren. Wir waren schon dicht vor Moskau und zwar am Moskwa-Wolga-Kanal, dort hatte sich der Russe festgesetzt, und hier begann auch die große Wende des Krieges. Wir saßen in den Häusern der Russen, der Russe drehte jetzt den Speiß um und ging zum Angriff über. Wir waren wie gelähmt, denn bisher waren wir bis auf kleine Rückschläge an Erfolge gewöhnt, und nun diese plötzliche Umstellung vom Angriff auf Verteidigung. Wir waren nicht nur physisch gelähmt, sondern der militärische Apparat funktionierte auch nicht mehr gut, denn unsere Fahrzeuge, Flugzeuge und Waffen waren dieser Kälte nicht gewachsen. Die Motoren der Flugzeuge auf den freien Feldflughäfen sprangen nicht an, also fiel die Unterstützung aus der Luft aus. Mit den Panzermotoren war es genau so, die Panzer waren bewegungslos und somit wertlos geworden. Die Verschlüsse der Geschütze waren eingefroren und ließen sich nicht mehr öffnen, somit war von der Artillerie auch keine Unterstützung mehr zu erwarten. Die Maschinengewehre streikten ebenfalls, es war ein großes Desaster. Wir mußten weichen, trotz aller Durchhaltparolen und der entsprechenden Befehle von oben löste sich unsere Front auf, und es begann ein fast regelloser Rückzug. Wir als Pioniere waren besonders hart getroffen, denn wir wurden immer als Nachhut eingesetzt mit dem Befehl, alles an Waffen und Fahrzeugen zu zerstören, was von unseren Soldaten fluchtartig verlassen worden war.

Es ist unvorstellbar, was wir alles kaputtgemacht haben. Die Geschütze wurden unbrauchbar gemacht, indem wir eine Handgranate abzogen und vorn in das Rohr schoben, die Panzer bekamen eine geballte Ladung von 3 kg durch die Luke, so daß die gesamte Inneneinrichtung zerstört wurde, und bei den LKW und PKW klemmten wir eine Handgranate oder eine Bohrratrone in den Motorblock, um den Motor unbrauchbar zu machen. Es war eine gefährliche und sehr deprimierende Arbeit. Hinzu kam die unerbitliche Kälte, der wir an Bekleidung außer der normalen Ausrüstung nichts entgegenzusetzen hatten. Bei uns gab es die ersten echten Erfrierungen, während die sibirische Truppe so ausgerüstet war, daß sie auf freiem Feld übernachten konnte, ohne zu erfrieren. Sie hatten gesteppte, wattierte Uniformen, dazu Pelze, Pelzmützen, Pelzhandschuhe und Filzstiefel, Sachen, von denen wir nur träumen konnten.

Weniamin Gubarew *1924

Tula
Wahrscheinlich erlaube auch die eisige Kälte dem Deutschen nicht, die Stadt einzunehmen. Mitte November 1941 sah ich die ersten deutschen Kriegsgefangenen aus dem Infanterieregiment «Großdeutschland» in der Stadt. Sie hatten sich an der Straße nach Tula, wo sie gefangen genommen worden waren, starke Erfrierungen zugezogen. Ihr Anblick war schrecklich. Ich glaube, sie wollten keinen Lebensraum mehr. So armselig sahen die Kerle aus. Ich habe Mitleid mit ihnen empfunden und brachte ihnen sogar ein paar frischgebackene Fladen von zu Hause. Und der Konvoi hatte nichts dagegen.

Der Soldat Josef Eberz *1921

Charkow
Da wir keine Winterbekleidung besaßen, wurde uns der Auftrag erteilt, bei jeder Stadstreife uns Handschuhe zu besorgen. Das geschah folgendermaßen. Wenn wir an einem Zivilisten vorbeigingen, welcher Handschuhe anhatte, mußten wir ihm diese ausziehen und ihm 50 Pfennig dafür anbieten. Wenn er das verweigerte, wurden ihm die Handschuhe gewaltsam entzissen.

Der Kompanieschneider wurde beauftragt, aus Decken Kopfschützer zu machen. Er schnitt schmale Streifen aus der Decke, so breit, daß die Ohren gerade bedeckt waren. Ein schmales Band ging dann oberhalb der Ohren und über den Kopf. Also ganz primitiv. Zum Glück wurden dann kurz vor dem Abmarsch in Charkow am 5. Dezember 1941 noch richtige Kopfschützer geliefert.

Da wir keine Mot. Einheit waren, sondern eine mit Pferden bespannte Einheit, mußten die Gefechtswagen alle auf Schneekufen, welche selbst hergerichtet wurden, mit Ketten befestigt werden. So schlitterten wir dann am ersten Tag in südlicher Richtung etwa 25 km bis Mireva, der Stadt, welche wir am 20. Oktober genommen hatten. Ich erinnere mich noch, daß wir an einem der ersten Tage in einem Quartier übernachtet haben. In diesem Haus war ein junges Mädchen, welches noch zur Schule ging. Es hatte sich alle Namen der Soldaten aufgeschrieben, welche bei ihnen übernachtet hatten. Sie konnte auch schon etwas deutsch sprechen. Übrigens haben wir öfter in russischen Schulen gelegen, in denen wir deutsche Schulbücher gefunden haben.

Josef Kraus *1909

vor Moskau

Eine ausgemergelte Armee startete am 2. Dezember 1941 einen letzten Angriff gegen Moskau. Der Kompaniechef erklärte, wir würden noch bis Moskau vorstoßen und Weihnachten wohl im Norden von Moskau

einquartiert. Seit Wochen hatte es ununterbrochen geschneit, die Temperatur lag über 40 Grad minus Celsius. Lastwagen beförderten uns in die vorderste Linie. Im Dorfe Chotowo – zu deutsch heißt es «fertig» – meldeten wir uns beim dortigen Bataillonskommandeur, gaben vor-schriftsmäßig unsere Marschverpflegung ab, wurden dann auf einzelne Russenhäuser verteilt. Eine Hauptkampflinie gab es nicht. Von Zeit zu Zeit wurden Spätrupps ausgeschildet. Als wir Neuankömmlinge früh zum Bataillonsgefechtsstand kamen, war das Bataillon vom Abend vorher abgerückt und mit ihm unsere Marschverpflegung. Ein anderes war eingetroffen, ohne uns verpflegungsmäßig erfaßt zu haben. Die Feldküche kam um 3 Uhr nachmittags erst nach vorne, um diese Zeit war es dort schon stockfinstere Nacht. Und gerade um diese Zeit legte der Iwan ausser mit seinen Granatwerfern besonders mit der Stalinorgel los. Noch ehe die Abschuße verhallten, es waren ja ganze Salven, detonierten schon die Einschläge. Es war am besten, sich in den Schnee zu werfen, wo immer man gerade stand.

In diesen Tagen war ein junger Leutnant mit einer Abteilung Nachersatz eingetroffen. Beim Essenfassen schnauzte er seine Leute kasernenmäßig an, da blubberte die Stalinorgel los und in geringer Entfernung von uns erfolgten die Einschläge. Der Leutnant verstummte, und ich sah ihn in den folgenden Tagen nicht mehr.

Alexander Stahlberg 1912–1995

Sowjetunion

Schon glaubten wir kaum mehr an einen Rückzugsbefehl. Noch nie waren wir in diesem Kriege zurückgegangen. So würde Tichwin wahrscheinlich unser Ende sein. Und dann kam der Befehl eines Tages doch: Am 6. oder 7. Dezember 1941, ich weiß das Datum nicht mehr genau. Viel zu spät kam er zwar, aber wenigstens kam er, bevor die Russen über uns herfallen würden.

Ich kann mich an den Rückzug kaum mehr erinnern. Nur ein paar Augenblicksmomente sind noch gegenwärtig. Ich hatte plötzlich hohes Fieber bekommen. Aber ich habe weder damals noch später erfahren, was für eine Krankheit mich gepackt hatte. Ich entsinne mich nur, daß man mich in Decken gewickelt hatte und daß ich auf einer kettengetriebenen Zugmaschine saß oder lag – tagelang. Manchmal wurde gefahren, manchmal gab es Stillstand. Ich hatte jedes Zeitgefühl verloren. Ich entsinne mich, daß oft geschossen wurde. Ich hörte Befehle, hörte Schmerzensschreie, ich hörte, daß nach Sanitätern gerufen wurde. Ich dämmerte unter meinen Decken dahin. Nichts interessierte mich mehr. Irgendwann – dessen entsinne ich mich mit schrecklicher Deutlich-

keit – hatte ich einmal die Decke über meinem Kopf beiseitegeschoben. Da sah ich um mich herum Körper an Körper, Verwundete, Kranke. Sie saßen, lagen, hockten; und auf dem Heck unserer Zugmaschine lagen Tote. Nein – sie lagen nicht, sie waren gestapelt, mit Stricken festgezurr. Unsere Soldaten ließen einen toten Kameraden nicht im Schnee liegen. Solange es irgend möglich war, luden sie ihn auf. Der Stapel hinter uns wurde von Tag zu Tag höher. Wahrscheinlich trug der Stapel entscheidend dazu bei, daß ich noch lebte, denn wenn die Russen hinter uns her schossen, waren unsere Toten ein Kugelfang, ein Schutzschild.

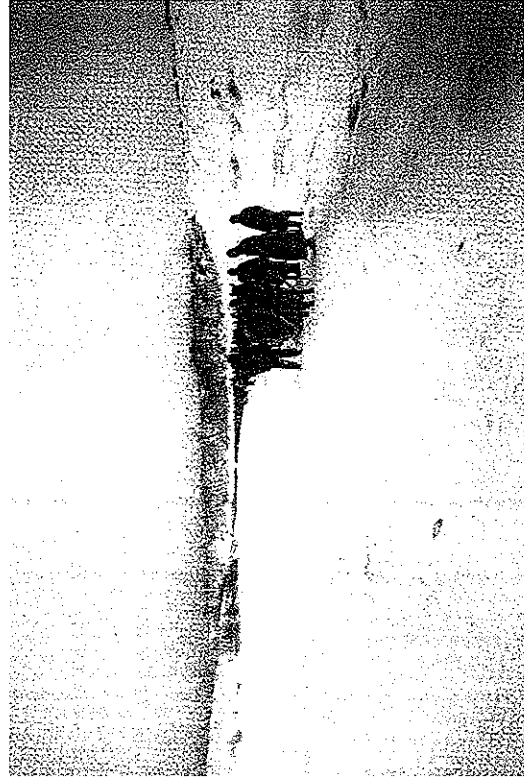
Helmut Fuchs *1920

Sowjetunion

Im Dezember 1941 war bis Rshew die Eisenbahn auf deutsche Schmalspur umgenagelt. Aber bei der in diesem Ausmaß nicht erwarteten Wintertälte war das Transportsystem zum großen Teil zusammengebrochen, reihenweise waren die Loks ausgefallen. So warteten wir in Rshew in der Krankensammelstelle über zehn Tage auf den Weitertransport und rückten immer enger und enger zusammen, weil der Zustrom der Verwundeten nicht abriß, sich sogar noch verstärkte. Jetzt häuften sich auch die Erfrierungen. Drei Tage und Nächte lag ich neben einem Infanteristen, dessen Füße im dritten Grad erfroren waren. Der Geruch war schwer zu ertragen. Der Kamerad konnte auch nicht auf die dick umwickelten Füße treten, er mußte von anderen gestützt und getragen werden.

Nach mehr als zehn Tagen kam endlich ein Transportzug mit deutschen Leerwaggons. Wer sich selbst fortbewegen konnte, mußte zum Bahnhof laufen, die anderen wurden mit Sanitätskraftwagen hingebacht. Es waren deutsche Güterwaggons.

Im Innern eines jeden Waggons stand ein kleines Öfchen, um das Öfchen herum war auf dem Boden Stroh für die Liegenden ausgebreitet. Am linken und rechten Ende des Waggons standen jeweils drei schmale Holzbänke ohne Rückenlehne für die Verwundeten und Kranken, die sitzen konnten. In dem dunklen und kalten Waggon (das Öfchen ging bald aus, und wir konnten nur selten ein bißchen Holz und ein paar Kohlen auftreiben) habe ich neben anderen Kameraden auf einer solchen schmalen und harten Holzbank ohne Unterbrechung drei Tage und drei Nächte gesessen, den Kopf auf die Gasmaskenbüchse gestützt. Die Wände des Waggons waren eiskalt, und manchmal stand der Transportzug stundenlang auf der Stelle.



Der Sanitäter Wilhelm Hebestreit 1903–1983

Sowjetunion
Eben habe ich mit meinen Verwundeten in bescheidener Form Advent gefeiert. Dazu sind mir die Kerzen aus Euren Paketen sehr gelegen gekommen. Die Geschütze draußen haben zwar ein wenig mitgeredet; aber bei uns geschah alles ganz still, so still, daß das übrige Haus gar nicht gemerkt hat, was in meinen beiden Räumen geschehen ist. Mir ist inzwischen die Abteilung der Schwerverwundeten zur Pflege übertragen ...

Ein Feldweibel wurde hereingetragen. Ein Rückenmarkschuß hat ihn völlig gelähmt. Er konnte nicht sprechen, kein Zeichen geben, sich auf keine Weise verständlich machen. Ich kniete neben ihm, versuchte alles Erdenkliche, aber unsere beiden Augenpaare begegneten sich in gleicher Hilflosigkeit. Ich konnte nichts für ihn tun. Das Bild dieses hilflos vor mir liegenden Menschen werde ich vor meinen Augen haben, solange ich lebe.

Der Feldweibel Arthur Binz

Kutschuk Sjuren/Krim

Fast die ganze Nacht trieben sich die Russenflieger in unserem Viertel umher und schmissen da und dort ihre Visitenkarten ab. Besonders den Flakgeschützen setzten sie zu, die auf den Höhen von Bjuk Sjuren über unserer Staffel I aufgestellt sind. Dabei trug sich etwas Seltsames zu. Eines unserer Abwehrgeschosse muß in die Vorrichtung eines Fliegers eingeschlagen sein, in der sein Bombenvorrat enthalten ist. Dadurch stürzten unter einem Mordgetöse alle restlichen Bomben zielloos auf einmal herunter. Ich möchte nicht unter dieser Traufe gestanden haben. Selbst ein bajuwarischer Kraftschädel hätte da, glaube ich, versagt.

Der Oberstabsarzt Dr. Willi Lindenberg † 1974

Petrovskoje
Sonntag, den 7. Dezember 1941. – 2. Advent. Das Weihnachtsfest naht mit Riesenschritten. Ich hätte ja wirklich nicht geglaubt, daß wir so gar keinen Urlaub bekommen würden. Aber was will man machen? – War heute in Wolokolamsk, hier konnte man einige aufgehängte Partisanen – als abschreckendes Beispiel – betrachten.

Der Leutnant Georg Kreuter 1913–1974

Kosinki
Heute sollen wir abgelöst werden! – 10.30 trifft die Battr. ein. Wir rücken ab. Schade, es war ein ganz nettes Quartier. Sogar eine junge, saubere Frau aus Moskau mit ihrem kleinen Jungen darin. Man konnte sich mit ihr ganz gut unterhalten. – Ich fahre mit dem Wagen der Kompanie voraus. Verrammele mich und komme in einen unbesetzten Ort. Es ist Krutaja, wo vor ein paar Tagen die 5 Mann erschlagen wurden. – Kaum

ist die Kompanie in Kosinki bei der 2. Kompanie untergezogen, da kommt schon der neue Befehl, daß wir morgen weiter sollten, um einen neuen Ort zu sichern.

David Ortenberg

Wolokolamsk
Nie werde ich meine Frontreise mit dem Prawda-Redakteur P. Poselow, dem Iswestija-Redakteur L. Rowinskij und dem Schriftsteller W. Stawskij in das befreite Wolokolamsk vergessen.

Mit einem Wagen SIS-101, der mehrere Sitzplätze hatte, erreichten wir an einem frostigen Dezembervormorgen 1941 die Stadt. Die östliche Hälfte war schon von unserer Truppe eingenommen worden, hinter dem Fluß im westlichen Teil von Wolokolamsk wurde noch gekämpft.

Ein schreckliches Bild auf dem Platz im Stadtzentrum erschütterte uns: acht unserer Soldaten, die vom Feind bestialisch gefoltert worden waren, hingen am Galgen. Ein Schauder überlief uns beim Betrachten dieser Untat der blutigen faschistischen Unmenschen. An diesem Galgen stehend haben wir, Redakteure der Zentralzeitungen, den Beschluß getroffen, die ganze Welt über diese Barbarei der nazistischen Kannibalen in Kenntnis zu setzen. Schon am nächsten Tag erschienen die Zeitungen mit Bildern und Artikeln, die vom Haß gegen die faschistischen Verbrecher erfüllt waren.

Der Gefreite Reinhold Pabel * 1915

im Osten

Ein bitterer Tag war das gestern! So kalt war es noch nie. Als wir des Morgens mit dem Affen [Tornister] auf dem Puckel (auch das noch!) antraten, lag die Morgensonne märchenhaft golden auf den Strohdächern unsrer Panjekaten, kristallklar die Luft, schneidend kalt der Wind. Der Schnee knirscht singend unter den Soldatenstiefeln. Die Zehen schmerzen unter dem Druck der harten Stiefel. Kaum aus dem Windschatten der schützenden Häuser heraus auf einer Anhöhe mitten auf freiem Feld, müssen wir noch warten. Stehen da und frieren gottsjämmerlich. Nicht mal Handschuhe hat man. Jeden Augenblick steht man, wie sich die Extremitäten des Gesichts weiß färben, die ersten Zeichen des Erfrierens. Wie gut, daß wir im Weitermarsch den Wind im Rücken oder in der Flanke haben. Dennoch blieb es eine arge Quälerei, besonders für unsere ollen kampfermürbten Fahrzeuge, wenn es hügelab und hügel auf geht. Bis Tomarowska ging es noch an, aber von dort war der «Weg» eine einzige höckerige Gleitbahn. Immer noch wollte das Ziel hinter den Hügeln nicht auftauchen. Dauernnd kippten die Kerle um, der Länge nach ohne Halt, weil die Hände in den Taschen vergrä-

ben waren, was schmerzhaft ist, zumal es keinem Kameraden einfällt, dem Gefallenen behilflich zu sein, weil er selber froh ist, daß er noch steht. Lange war die Dunkelheit schon herangebrochen, als sich endlich die auseinandergerissenen Teile der Kompanie in unserer Quartierstraße zusammenfanden. Vollkommen erschöpft, mit erfrorenen Extremitäten läßt sich jeder irgendwo in der Quartierstube fallen. Erst spät im Laufe des Abends und der Nacht rollen unsere Fahrzeuge an. Das war ein böser Tag!

Und dafür nun heute Ruhetag. Unser Quartier ist relativ sauber und ordentlich. Sogar Kohlen haben sie zum Heizen. Und im Ikonenwinkel (ein Lämpchen brennt davor) steht ein älteres Evangelium mit reichem Metallschmuck auf dem Deckel. Die Alte fragt mich, ob ich russisch könne, dann möchte ich ihr doch daraus vorlesen, sie wolle sich hinsetzen und zuhören. Das Buch habe sie an sich genommen, als die Bolschewisten die Kirche entweiht hätten. Ein Bündel Papierblumen hängt vor dem Winkel und als Verzierung eine Borte aus gezacktem Papier, das aus einem Mathematikheft entnommen ist und Gleichungen mit mehreren Unbekannten enthält. Die Leute sind guten Willens, aber impotent. Drüben im Quartier der Fahrer habe ich heute auch wieder bezeichnende Bilder gesehen. Die ganze Bude eine Wolke von Mißgeruch. Die Bewohner: die Mutter, eine halbwüchsige Tochter mit bloßem Gesicht und sehr alten Zügen, zwei kleine Kinder. Das eine, körperlich entsetzlich mißgestaltet am Unterleib, wäscht sich, indem es einen Schluck voll Wasser in den Mund nimmt, dasselbe nach kräftigem Spülen in die Hand prustet und sich damit übers Gesicht fährt. Das war noch primitiver als die sonst übliche Methode, das Wasser durch einen Hefler aus einer Tasse über die Hände laufen zu lassen. Da sitzen nun diese armseligen Menschen und dösen vor sich hin, kochen sich Zuckerkrüben oder Kartoffeln, schlafen viel und lange. Das ist so der Tageslauf. Das Gottesgeschenk des Geistes leuchtet ganz selten einmal in diesen Gesichtern, sonst sieht man nur stumpfe Gleichgültigkeit oder plattes Lächeln in ihren Zügen, wie in jenen, die als Photos zahlreich die Wände zieren und Tante Katharina oder den Bruder oder Mann als Rotarmisten darstellen. Nein, von solchem Volk ist keine Konterrevolution zu erwarten!

Hilde Wieschenberg 1910-1984

An ihren Mann vor Leningrad

Heute am Sonntag, wo die weißen Flöckchen wieder die Erde bedecken, sitze ich in meinem kleinen Wohnstübchen.

Benrath

Liebes, ich möchte Dir einen Weihnachtsbrief schreiben und wünsche gerne, daß diese Zeilen Dich zu Weihnachten erreichen. Ich habe für Dich als Weihnachtsgabe ein Buch «Du meine Seele, Du mein Herz». Es ist der Roman Robert Schumanns, wo Leben zu Musik und Musik zu Leben wird, «Der geheimnisvolle Zauber seiner Musik, voll von bebenden Zwischentönen der Sehnsucht und der Schwermut, lächelt durch die Zeilen.»

Ich denke mir, daß dies das richtige für Deine Seele ist, die so hungrig jeden Tag empfängt. Kennst Du die Melodie seines Liedes «Du meine Seele, Du mein Herz, Du meine Wonne, oh Du mein Schmerz.» Man hat es schon mal im Schatzkästlein des Reichsenders Köln gehört. Darf ich die Worte auch mal für mich anwenden?

Jeden Tag aufs Neue spüre ich das Wunder unserer Zusammengehörigkeit, die wie zwei kristallene Ströme ineinander fließen.

Du meine Seele! Ich möchte diese Worte nicht nur still und verhalten sagen, nein, ich möchte sie auch laut hinaus jubeln, daß ich im Geben meiner Liebe gleichzeitig so unermesslich reich beschenkt werde. Du mein Herz. Liebes, was ich jetzt noch sagen möchte, das kann ich nicht in Worte kleiden. Das mußt Du empfinden, wenn ich neben Dir sitze und in Deine guten Augen sehen darf ...

Franz Wieschenberg 1909-1945

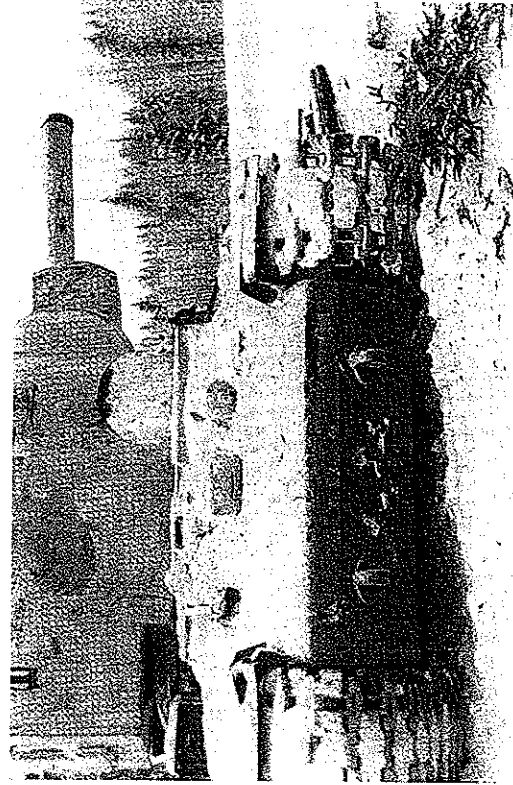
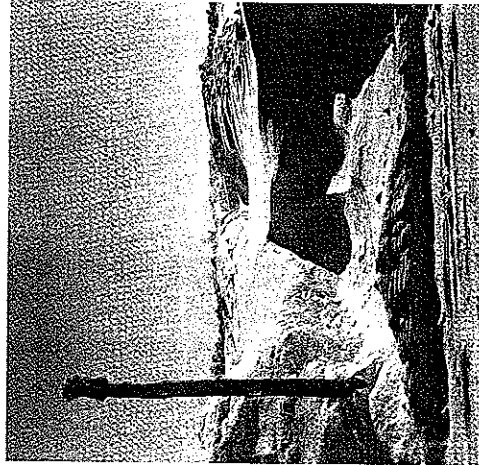
(vor Leningrad)

An seine Frau

Heute früh haben wir, ein Unteroffizier und 4 Mann, geschlossen eine russische Sauna aufgesucht. Ich stöberte die Bude gestern auf. Habe sie dann gleich sauber gemacht und Schnee getragen. Heute früh als erste Arbeit eingeheizt. Geschwitzt haben wir!! Das gibt vielleicht eine Hitze ab! Wie das alles zugeht, kann ich Dir nur erzählen.

Deine Frage betr. «Reserve» will ich so kurz wie möglich beantworten. Es kann nicht immer das gleiche Bataillon Sturmspitze sein, das geht immer reihum. Eine Einheit ist immer in Reserve. Latscht selbstverständlich mit, einige hundert Meter hinter den anderen her.

Seit vorige Woche quälen mich die Läuse. Heute habe ich die Wäsche gewechselt und fühle mich wieder viel wohler. Ein paar Mal habe ich, wenn ich nachts von der Wache kam, an der Petroleumfunzel mein Hemd abgesucht und etliche Opfer geknickt. Es schläft sich dann besser. Heute haben wir einen Schneesturm hier, da ist aber auch alles dran. Wird Zeit, daß wir endgültig Winterquartier beziehen.



Der Unteroffizier Wolfgang Buff 1914-1942 vor Leningrad

Endlich, nach acht Tagen wieder ein wenig Post. Ich kann nicht viel schreiben. Augen schmerzen. Draußen eise Kälte. Nun sind wir mitten im russischen Winter. Möge der Herr uns beistehen. Gestern kam Mutters lieber, ausführlicher Brief. Da es mir mit dem Betrag für die Augenoperation Vaters doch zu lange dauert, habe ich heute schon der Deutschen Bank geschrieben, dass sie monatlich einen Betrag von 40 Reichsmark auf Vaters Konto überträgt. Dieses Geld soll nach meinem Wunsch in erster Linie zur Bestreitung der Haushaltskosten dienen und der Mutter im Wirtschaftsbetrieb unter die Arme greifen. Wenn sonst mal irgend eine Notwendigkeit vorliegt, schreibt nur. Ich habe nicht die Absicht, große Reichtümer auf der Bank anzuhäufen.

Heute abend ist Festbeleuchtung bei mir im Bunker. Denn außer den beiden Benzinfunzeln, die ich mir am 1. Advents-Sonntag aus Handgranaten der Infanterie konstruiert hatte, brennt noch eine Kerze von euch. Denn heute kamen drei große und ein kleines Päckchen an. Wenn ich es euch nur schreiben könnte, welche Freude sie mir gemacht haben. All die guten Sachen und das prächtige Stückchen Speck! Tausend Dank für alles.

Aber um etwas hätte ich noch zu bitten: Ich schrieb neulich um Pulswärmer für die Füße. Macht sie doch bitte recht warm und lang, als eine Art Wadenstrümpfe. Meine Reithose ist nämlich zu kurz und so eng, dass man sie nicht zuknöpfen kann. Macht auch bitte so etwas Ähnliches für Handpuls und Unterarm. Sonst bitte ich noch um Streichhölzer, am liebsten hätte ich ein gut funktionierendes Feuerzeug, da man Zündhölzer ja eigentlich nicht schicken darf. Aber was soll man machen, wenn der Nachschub, wie so manches, auch dies fehlen lässt. Aber es geht noch, wir sind noch immer satt geworden. Ich schreibe euch nun meine Lage ganz offen, damit ihr euch keine unnötige Sorge macht. Die Gefahrenlage hat bei uns in der letzten Zeit sehr nachgelassen. Wir haben seit Wochen außer den Pferden, deren wir 60 verloren haben, keine Verluste mehr gehabt. Der Winter bringt auch die Kämpfe zum Erstarren.

Aber wir liegen jetzt acht Wochen in unseren Erdwohnungen, und da machen uns Engigkeit, Dunkelheit und Kälte sehr zu schaffen und zehren an Körper und Geist. Ich meine manchmal, als wenn mich mein Kopf im Stich ließe, und ich fühle mich leicht gereizt und nervös in allem; das macht gewiss auch das schlechte Licht, die Luft und der Ruß und Qualm im Bunker. Aber wir wollen froh und dankbar sein, dass wir noch solch sicheren Unterschlupf haben. Und es ist mein Trost,

dass auch diese Zeit, wie die drei Tage des Jonas im Walfisch, von Gott bestimmt, nur eine gewisse Dauer hat.

Ein Offizier

(vor Leningrad)

Ich hatte gerade mehrere sehr anstrengende, weil schwierige Schießen hinter mir und war wohl in Lese- aber nicht in Schreibstimmung. Darum nahm ich mir «Das Reich» und zwar wie immer beim «Reich», den kulturellen Teil vor und verschob die Beantwortung Ihres Briefes auf gestern. Und da, trotzdem Sonntag war, wurde wieder nichts daraus. Nachdem wir genügend lange russische Zielscheibe gewesen waren, durften wir einmal rüchzig loslegen, ohne Rücksicht auf die eigene Mutation. An lohnenden Zielen ist ja, wenn man schon die 11. Woche eine gute B-Stelle besetzt hält, kein Mangel. Und so war der Rest des Tages besetzt, ohne daß Zeit für private Bedürfnisse blieb.

Russischer Winter ist etwas Eintöniges. Das merken wir auch schon, obwohl wir ihn noch nicht im Bewegungskrieg kennengelernt haben. Wenn der Krieg vor Petersburg hier so bleibt, werde ich ihn auf alle Fälle noch angenehmer überstehen als den vorigen am Kanal. Ich sitze ja immer noch in demselben festen Haus, das sich mir schon im September als B-Stelle anbot, habe da einen Schreibtisch nebst Sessel für den Tag und ein Ledersofa als Schlafgelegenheit für die Nacht. Wohn- und Schlafraum sind heizbar. Und anstelle der Fensterscheiben, die bei jedem Beschuß ursprünglich den Weg alles Irdischen gingen, sind jetzt große Sperrholzplatten mit kleinen Autoscheiben als Lichtdurchlässe getreten. Die haben nun schon über zehn Volltreffer mit 15 cm Betongranaten, die auf unserer Bude landeten, nebst ebensoviel Bomben, die in nächster Nähe niedergingen, ausgehalten. Wohn- und Schlafraum sind jetzt heizbar. Es läßt sich also für mich aushalten, besser als jedenfalls in Rußland zu erwarten war. Die Zeit vergeht angenehm schnell. Nachdem jetzt kleinere Päckchen geschickt werden können, habe ich mir allerlei Bücher kommen lassen, die mich theologisch wieder ein wenig in Schwung bringen oder sonst interessieren. Und dabei geht die Zeit auch hin. Meist sorgt aber der Russe dafür, daß uns die Zeit nicht zu lang wird.

Pjotr Samarin 1888–1942

Leningrad

Die ganze Nacht über und auch am Morgen schoß die Artillerie. Trotzdem schliefen wir zu Hause. Es gab kein elektrisches Licht in der Wohnung, man mußte eine Kerze anzünden. Liducha beklagte sich wegen des Kerzenverbrauchs. Man mußte anstehen, um Papirossi zu kaufen. Drau-

ßen war strenger Frost, –25 Grad. Ich war lange auf der Suche nach Brot und Papirossi. Völlig durchgefroren kam ich zu meiner Dienststelle am Moskauer Bahnhof und mußte mich anderthalb Stunden aufwärmen. Der Werksabteilungsleiter Jurtschenko, mein Amtskollege, wärmte sich neben mir. Er wollte auf dem Markt einen Viertelliter Schnaps und einen halben Liter Petroleum gegen Ölkuchen tauschen. Ich bekam 125 Gramm Brot. Meine Frau und ich bekamen die Brotrationen der Angestellten.

In der Imbißstube des Werkes bekam ich etwas zu Mittag. Eine Suppe, für die man mir die Marke von 25 Gramm Grütze ausschnitt, dann ein Stück Wurst gegen 50 Gramm Fleisch und 5 Gramm Butter.

Wir mischten alles und kochten es am Abend. Jeder bekam anderthalb Teller Suppe. Brot ist knapp. Während des Abendessens kam es zu einem heftigen Streit wegen des Zuckers und der Bonbons. Dann mußten wir alles für sämtliche Tage der Dekade teilen und uns mit dem Vorhandenen begnügen. Liducha ärgert sich über alles und kann die Lage nicht begreifen. Sie hält mich für geizig und knauserig, doch es geht ja nicht um gutes Benehmen und ritterliche Haltung, sondern um die richtige Verteilung der Nahrungsmittel zur Selbsterhaltung.

Die Nachbarin teilte mit, daß sie einen Gestellungsbefehl vom Militärkreiskommando bekommen habe, mit dem Angebot, Leningrad zu verlassen. Man redet überall über die Evakuierung auf der Eisstraße am Ladoga-See. Am Abend las ich in Zeitungen, ohne Licht geht es schlecht. So viele Neuigkeiten, eigentlich schade, daß man mit all dem nicht zu recht kommt. Im Abendprogramm im Radio wurde die Nachricht vom Eintritt der USA in den Krieg gegen Deutschland, Ungarn und Rumänien gebracht.

Die Post arbeitet schlecht, bis heute noch keine Moskauer Zeitung vom Dezember bekommen. Las einige Seiten in «Krieg und Frieden» von Leo Tolstoi. Ohne Licht ist es fast unmöglich. Aufgrund der Schwierigkeiten mit Heizmaterial hat das Exekutivkomitee von Leningrad beschlossen, die Bevölkerung mit heißem Kochwasser zu versorgen. Die Schulen sind in einzelnen Häusern am Wohnort der Schüler organisiert.

Der Offizier Leo Tilgner 1892–1971

vor Leningrad

An seine Frau

Meine liebe Lydia, es ging zwar heute schon ein Brief ab, aber da ich ein Packerl machte, teile ich Dir noch mit, daß ich Dir ein paar Scherben schicke. Die chinesische Zeichnung gefiel mir so gut. Ich ließ die Scher-

ben sammeln, aber leider fehlen noch einige Stücke an der Marmortafel. Das sind so Trümmer aus der Zarenzeit. In einem 2ten Paket befindet sich eine Holzschale, die mir jemand überließ. Die Scherben lassen sich evtl. verleimen. So bekommt man ein besseres Bild. Das verleimte Bild könnte man auf einer Sperrholzplatte befestigen und dann aufhängen. Ich habe noch ein zweites Scherbenstück, von dem alle Teile noch vorhanden sind. Das schicke ich später, wenn ich einen größeren Karton bekomme. Dieses Stück könnte man nach Verleimung in einen Holzrahmen stecken. Der Rahmen muß aber so schmal wie möglich sein und könnte mit dem Stück direkt verleimt werden. Es ist nur jetzt darauf zu achten, daß keine Scherbenstücke verloren gehen. Die Winterung ist milder. Dafür schneit es umso kräftiger. Bei der zu erwartenden Nachschubstockung ist an Urlaub nicht zu denken. Von Riga bis hierher fuhr jemand vom Batl. ganze 8 Tage. - Die Seife ist bei mir knapp. Wenn Du noch ein Stück von Riga hast, es kann auch Kriegsseife sein, schicke es mir bitte. - Wir können froh darüber sein, ein so nettes Heim zu haben, dazu Radio und Licht. Was das heißt, kein Licht zu haben, wie das in einigen Orten der Fall ist, kann man sich schwer vorstellen. Die Heligkeit des Tages dauert nur 6 Stunden. Kerzen haben wir rechtzeitig besorgt, falls einmal das Licht ausbleiben sollte. Nach dem heutigen Wehrmachtsbericht hat der russische Winter begonnen, d. h., wir sind eingeschneit. Ich will aber hoffen, daß die Post doch noch rechtzeitig durchkommt.

Die Ärztin Galina Samowarowa

Leningrad

Sämtliche Katzen und Hunde in der Stadt waren gegessen worden. Die Männer starben eher als die Frauen, weil sie muskulös waren und weniger Fettansatz hatten. Die Frauen, sogar die kleinen, hatten viel mehr davon. Doch sie starben auch, obwohl sie widerstandsfähiger waren. Die Menschen verwandelten sich in Greise, weil der Fettansatz völlig verzehrt wurde, und sämtliche Muskeln und Blutgefäße traten am Körper deutlich hervor.

Die Ärztin Anna Kondratjewa

Leningrad

Diese furchtbaren Gesichter, diese erstarrten Augen, die nur mit der Haut überzogenen Nasenknochen, diese Gesichter ohne jegliche Mimik.

Jura Rjabinkin 1925-1942

Leningrad

Gestern gab es einige interessante Ereignisse. Mutter hat mit Gromow heimlich vereinbart, daß sie Sucharews Angestelltenkarte an sich nimmt,

weil er in der Liste des Gebietskomitees schon abgehakt wurde. Gestern haben wir auf diese Karte 200 Gramm Nudeln, 350 Gramm Bonbons und 125 Gramm Brot gekauft.

Alles außer den Nudeln haben wir gleich aufgegessen. Mutter hat außerdem einen Zettel für den Vorsitzenden des Kreissowjets bekommen, laut dem ihr Ölkuchen zuguteilt werden sollte. Daraus wird wohl nichts. Frau Turanosowa hat heute versprochen, der Mutter alte Filzstiefel zu geben, aber ich konnte sie am Morgen nicht holen, weil es zu frostig war. Gestern war noch Frau Buschujewa bei uns. Mutter war aber nicht zu Hause. Frau Buschujewa will Leningrad morgen zu Fuß verlassen. Heute abend gegen 6 Uhr will sie noch einmal vorbeischauen.

Diese Dekade ist für unser Schicksal entscheidend. Die Hauptaufgabe besteht darin, daß wir entscheiden, mit wem und wie wir fahren. Hätte ich mich wenigstens zweimal hintereinander satt gegessen! Woher soll ich für all die Schwierigkeiten, die mir bevorstehen, die Kraft nehmen ... Mutter ist wieder krank. Heute hat sie nur drei Stunden geschlafen, ab drei bis sechs Uhr morgens. Ich mußte eigentlich zu Frau Turanosowa fahren, um die warmen Sachen zu holen. Doch draußen herrscht ein starker Frost, ich bin so müde, daß ich mich fürchte, nach draußen zu gehen.

Ich begann am Anfang des Sommers mein Tagebuch zu schreiben, und jetzt ist schon Winter. Ich hätte nicht damit gerechnet, daß aus meinem Tagebuch so etwas werden wird.

Ich spare Geld. Jetzt habe ich schon 56 Rubel in bar, von denen nur ich selbst weiß. Der Ofen ist ausgegangen, und in der Küche fängt es an, kalt zu werden. Man muß den Mantel anziehen, um nicht zu erfrieren. Und ich will nach Sibirien fahren! Doch ich fühle, wenn man mir etwas zum Essen geben würde, dann gingen die Melancholie und die Niedergeschlagenheit weg, die Müdigkeit wäre vorbei, die Zunge würde sich lösen und ich würde ein Mensch sein und nicht bloß etwas Ähnliches.

Jeden Abend kommt Igor zu uns, der Bruder von Anfisa Nikolajewna. Anfisa Nikolajewna mäster ihn, füttert ihn mit ihren Vorräten an trockenem Brot. Wenn sie jetzt wegfährt, bleibt uns nichts übrig. Vielleicht läßt sie uns noch die Bescheinigung da, nach der wir in der Tbc-Klinik am Markt Klinskij täglich einen halben Liter Milch bekommen. Der Markt liegt unter Artilleriebeschuß, es ist nicht nur zu weit, sondern auch gefährlich, dorthin zu gehen.

Ich habe etwa 10-15 Kilo abgenommen, nicht mehr. Vielleicht auch weniger, doch es ist dann aufs enorme Wassertrinken zurückzuführen.

Einste genügten mir anderthalb Tassen Tee am Morgen, und heute reichen auch sechs Gläser Tee nicht.

Jurij Gorjunow

Leningrad

Anfang Dezember 1941. Durchdringende Kälte auf den Bahnsteigen im Bahnhof Finnlandskij. Ein Personenzug des Nahverkehrs, dessen Wagen durch die Kanonenöfen, die aus Tonnen gebastelt sind, erwärmt wurden. Bis zum Ort, wo heute die Station Ladoga-See liegt, sind wir fast Tag und Nacht gefahren. Alles ging glücklich vor sich, ausgenommen der Beschädigung unserer Dampfloks bei einem Artilleriebeschuß unterwegs.

Am Abhang Waganowskij stiegen wir in die LKWs um. Einige von diesen LKWs waren mit Planen abgedeckt. Die Plane schützte uns ein wenig vor dem Wind, der vom Ladoga-See herwehte, doch es gab keinen Schutz vor der Kälte bis 30 Grad unter Null. Ich erinnere mich, daß wir lange standen. Erst später wurde bekannt, daß die Autokolonne vor uns von den deutschen Flugzeugen angegriffen worden war. Die Eisstraße war zerstört, und wir mußten warten, bis eine Umleitung fertig war. Über das Schicksal unserer Vorgänger sprach man nicht, ihr Geschick war für alle klar.

Endlich setzten wir uns in Bewegung. Von dem Hin- und Herschaukeln wurde es ein bißchen wärmer. Die Kinder und Frauen saßen unter der Plane. Durch eine Spalte der undicht geschnürten und schaukelnden Plane konnte man nicht viel sehen. Nur die endlose Weite vom Ladoga-See und die hinter uns folgenden Autos. Auf einer offenen Wagenpritsche, wo auch die Ausrüstungen aufgeladen waren, saßen mein Vater und noch jemand. Ich konnte nicht fassen, wie es ihnen gelungen war, bei solcher Kälte und so einem durchdringenden Wind sich keine Erfrierungen zuzuziehen.

Ab und zu waren unsere Jagdflieger zu sehen, die tief über der Straße flogen. Und überall Soldaten, Soldaten, Soldaten ... Sie standen die ganze Straße entlang mit ihren Spaten und in ihren weißen Tarnanzügen, die mit dem Schnee sich vereinigten.

Vom anderen Ufer des Ladoga-Sees waren die Deutschen vertrieben worden, wir fuhren an den verbrannten Dörfern vorbei, wo nur die Schornsteine zum Himmel ragten. Der unversehrte Bahnhof in Woibokalo. Und die obdachlosen Menschen. Eine Frau mit ihrem kleinen Mädchen kochte in einem Topf eine dünne Suppe auf einem holländischen Ofen.

Ludmila Komrakowa * 1931

Leningrad

Dies ist meine verborgenste Erinnerung. Viele Jahrzehnte sind verflogen, aber es kommt oft vor, daß ich auch heute noch das schreckliche Geräusch meiner zerbrechenden Puppe Mascha deutlich höre. Doch alles der Reihe nach ...

Als wir uns mit unserer Tante auf die Evakuierung vorbereiteten, stand uns nur ein Tag zur Verfügung, um die unentbehrlichsten Sachen zusammenzusuchen, sonst wollte man mich und meine Schwester der Tante wegnehmen, weil sie keine Papiere für unsere Vormundschaft hatte und wir beide als Waisen anerkannt waren (die Mutter war gestorben, der Vater kämpfte an der Front). Doch vor ihrem Tod hat die Mutter unsere Tante flehentlich gebeten, uns an niemanden abzugeben, und die Tante hat ihr ihr Ehrenwort gegeben.

Es war sehr kalt im Dezember 1941, als wir uns für die weite Reise bereit machten, man mußte vor allem warme Sachen mitnehmen, und das Gepäck war nach Umfang und Gewicht streng begrenzt.

Die Tante hat alles in einen kleinen Sack geworfen und für meine liebe Puppe Mascha, mit der ich jede Nacht eingeschlafen war, gab es keinen Platz. Und Mascha hatte so schöne blaue Augen mit langen seidigen Wimpern und lange Haare, sie war aus Porzellan, konnte zwinkern und hatte ein herrliches dunkelrotes Kleid an.

Ich begann zu heulen.

«Lieber bleibe ich hier, ohne Mascha fahre ich nirgendwohin. Ich kann sie nicht im Stich lassen», – sagte ich so entschlossen, daß die Tante den Sack wieder auspacken anfang. Sie verzichtete auf die Mitnahme von einigen Sachen und hat für meine Mascha Platz geschaffen.

Bis zum Ladogasee sind wir mit einem Zug von dem Finnlandskij-Bahnhof gefahren, und als unser Zug am Bahnhof Waganowo eingetroffen war, waren die deutschen Sturzkampfbomber angeflogen, und wir mußten alle in einem unvorstellbaren Durcheinander hektisch aussteigen und unsere Sachen mitnehmen. Es war eine richtige Hölle. Alles umher hat gedonnert, ist in die Luft gegangen und hat gebrannt, die Kinderschreie und die wahnsinnigen Rufe ihrer Mütter haben sich zu einer Kakophonie vermischt. Und in diesem Wirrwarr hörte ich, als ob es totenstill gewesen wäre, wie unser Sack zu Boden fiel und etwas in ihm verräтерisch geknirscht hatte.

Mir wurde sofort klar, daß meine Mascha kaputtgegangen war, ich fing an zu heulen, ich habe so lange Zeit geschluchzt. Die Tante hat uns beide in einen noch rauchenden Bombentrichter hinuntersteigen lassen, wo wir dann bis zum Ende des Angriffs saßen. Und meine Puppe blieb

irgendwo oben, mein Herz wollte mir vor Kummer zerspringen. Als wir dann wieder hinausgeklattert waren, haben wir unseren Sack nicht mehr gefunden. Die Marodeure reisten immer mit. Meine Puppe Mascha war also vermißt. Nicht gefallen, nicht verwundet, sondern vermißt.

*

Werner Vordtriede 1915–1985

Eben berichtet man überm Radio, daß Japan die amerikanische Flotte in Hawaii und den Philippinen bombardiert habe. Die Kriegserklärung wird ja nun wohl folgen. Es ist also vorbei.

*

Thomas Mann 1875–1955

Pacific Palisades
Im Kriege mit Japan. Erregte Radio-Berichte. Bombardements der Philippinen und Honolulu. Im Lande Zorn und Eintracht. Kundgebungen pazifistischer u. isolationistischer Senatoren für die Regierung und die Verteidigung. Wie gut vorbereitet die Gelben sein mögen und wie schlecht U.S.A. – ist nicht bekannt. Die Niederwerfung Japans könnte die Ereignisse sehr beschleunigen. Kriegserklärung Canada's. Die englische wird folgen.

Schrieb etwas an «Thamar» weiter: Mittags auf der Promenade. Indian summer, sehr warm.

Harold Nicolson 1886–1968

London
Nach dem Abendessen hören wir um 9 Uhr die Nachrichten. Die Japaner haben Pearl Harbour bombardiert. Das glaube ich nicht. Dann drehen wir die deutschen und französischen Nachrichten an und hören Genaueres. Roosevelt hat die Mobilmachung der amerikanischen Streitkräfte befohlen und die Flotte angewiesen, ihre geheimen Befehle auszuführen.

Ich bin wie betäubt von diesen Nachrichten. Immerhin verhandelte Roosevelt noch mit Kuruu und hatte ein persönliches Schreiben an den Mikado gerichtet. Während diese Verhandlungen noch im Gange sind, führen die Japaner 7000 Meilen von Japan entfernt einen schweren Luftangriff durch. Das ganze Unternehmen wirkt so verrückt wie Hitlers Angriff auf Rußland. Ich bin verblüfft.

*

Adam Czerniaków 1880–1942

Warschauer Ghetto
Morgens Gemeinde. Um 12 eröffnete ich den Pharmazeutenlehrgang. Um 1 hielt ich eine Ansprache bei einer Veranstaltung der «Winterhilfe».

Danuta Czech

(KZ Auschwitz-Birkenau)
In die Leichenhalle werden die Leichen von 21 Häftlingen eingeliefert. Aus den im Leichenhallenbuch gemachten Eintragungen ergibt sich, daß fünf Häftlinge, die mit den Nummern 23 616, 15 653, 19 374, 21 057 und 20234 gekennzeichnet waren, mit Phenolspritzen im Block 19 getötet worden sind.

*

Heimat, deine Sterne, sie strahlen mir auch am fernen Ort.

Was sie sagen, deute ich ja so gerne

als der Liebe zärtliches Lösungswort.

Schöne Abendstunde, der Himmel ist wie ein Diamant.

Tausend Sterne stehen in weiter Runde,

von der Liebsten freundlich mir zugesandt.

In der Ferne träum' ich vom Heimatland.